

Sezession

1968

Autorenporträt
Helmut Lethen

Caroline Sommerfeld
Erziehung 68

Claus Wolfschlag
Typen 68

Benedikt Kaiser
Tschechoslowakei 68

Das Trojanische Pferd –
fünf Reden



84

Juni 2018
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Verein für Staatspolitik e.V.
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
E-Mail: redaktion@sezession.de

Vertreten durch Andreas Lichert und
Dr. Erik Lehnert (Vorsitzende)

Eingetragen im Vereinsregister
am Amtsgericht Stendal,
Registernummer: 46786

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (V.i.S.d.P.) und
Erik Lehnert

16. Jahrgang, Heft 84,
Juni 2018

Sezession erscheint im Februar, April,
Juni, August, Oktober und Dezember.
Der Preis für das Einzelheft beträgt
11 € zzgl. Versandkosten.
Wer *Sezession* für mehr als lesenswert
hält, kann ein Förderabonnement
(75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das nor-
male Jahresabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser
in Ausbildung), jeweils inkl. Versand.
Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich
10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlängert es
sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im
Heft vorbehalten. Manuskripte sind
übrigens stets willkommen und sollten
als Kurzbeitrag 9000 und als Grundla-
genbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel: (03 46 32) 9043 99
Fax: (03 46 32) 9043 97

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

ISSN 1611-5910

Editorial

- 1 **Anwendungsvorrag**
Götz Kubitschek

Bild und Text

- 2 **Hahn im Korb**
Ellen Kositzka

Thema

- 4 **Von Lethen lernen – ein Autorenporträt**
Jörg Seidel
- 8 **Gauweilers 68er und das
konservative Dilemma**
Günter Scholdt
- 14 **Die Ideen von 68**
Erik Lehnert
- 18 **»Aber der blutet mir ja
den Teppich voll!«**
Bernard Lugin
- 22 **Die Baader-Meinhof-Bildermaschine:
Die RAF im Film**
Martin Lichtmesz
- 28 **»Kritische Erziehungswissenschaft« nach
1968 oder Sisyphos und das Neue**
Caroline Sommerfeld
- 34 **Der »Prozeß der Wiedergeburt« 1968 –
Frühlingserwachen in Prag**
Benedikt Kaiser
- 40 **Aufmarsch der Postmoderne**
Nils Wegner
- 42 **Ach, Käpt'n – Oxfords 1968 kommt spät**
Ursula Berlusckke
- 44 **Der Marsch durch die Institutionen**
Claus M. Wolfschlag

Bildteil

- 52 **Kunst ist frei – das Trojanische Pferd**
Dokumentation mit Texten von
Vera Lengsfeld, Daniel Heimann,
Hans-Joachim Maaz, Angelika Barbe,
Gritt Kutscher und Andreas Hofmann

Bücher

- 62 **Rezensionen**

Anwendungsvorrang

von Götz Kubitschek

Neulich diskutierten Ellen Kositzka und ich mit einem *Zeit*-Journalisten über die Lage in Deutschland. Es ging dabei auch um die Frage, ob die Öffnung der Grenzen für mindestens anderthalb Millionen Einwanderer rechtens gewesen sein könnte. Für den Journalisten gab es an der Rechtmäßigkeit keinen Zweifel. Er argumentierte mit dem sogenannten Anwendungsvorrang: Dieser Freibrief für die Politik (ich kann das nicht anders, nicht weniger polemisch bezeichnen) resultiert aus zwei Entscheidungen, die der europäische Gerichtshof schon vor Jahrzehnten traf. Sie legten fest, daß zum einen nationales Recht stets dem EU-Recht untergeordnet sei, sollte sich ein Bürger auf dieses EU-Recht berufen (Geltungsvorrang); desweiteren muß vor der Handlung keine Anpassung und auch kein Bezug auf nationaler Gesetze erfolgt sein: Diese Gesetze mögen zwar weiterhin existieren, können aber einfach ignoriert werden, so, als seien sie gar nicht vorhanden (Anwendungsvorrang).

Diese beiden Bestimmungen haben denkbar weitreichende Folgen, und zwar dort, wo wir ein dem Gedanken des Grundgesetzes und dem Volkswohl entgegenstehendes Rechtsverständnis der politischen und zivilgesellschaftlichen Elite wahrnehmen. Wir konnten in der Diskussion aus dem jüngst erschienenen, sehr wichtigen Werk *Die Herrschaft des Unrechts* zitieren, das der Jurist und Dozent Ulrich Vosgerau, ein Spezialist für Öffentliches Recht, verfaßt hat: »Was aber die Rechts- und Verfassungsstaatlichkeit Deutschlands in den letzten Jahren nachhaltig beschädigt hat, ist die ganz eigene Wahrnehmung und Verarbeitung des Anwendungsvorrangs durch die Medien, die Veränderung des Rechtsgefühls politischer und medialer Eliten in diesem Lande. (...) Was sie in formeller Hinsicht gelernt haben werden, ist vor allem: Es bedarf keines besonderen Procederes, wenn man Rechtsnormen oder gar die Verfassung nicht mehr einhalten will.«

Im Grunde, so unser Argument gegen den *Zeit*-Journalisten, sind damit die Fesseln zerschnitten, die das Recht und seine Ordnung der Politik anlegen – ein Zustand, der an Ermächtigungsgesetze und die Aushebelung der Legislative erinnert. Und in der Tat gibt es nicht wenige Stimmen aus den Reihen deutscher Staats-

rechtslehrer und ehemaliger Verfassungsrichter, die in der Öffnung der Grenzen einen Staatsputsch von oben sehen.

Aber diese Gegenstimmen haben weder die Regierung, noch den deutschen Verwaltungsapparat an einem Treiben gehindert, das letztlich den Souverän, das deutsche Volk nämlich, nicht nur ins Mark traf, sondern seine Substanz im

Kern zu verändern begann. Und dies ist nun die eigentliche politische Katastrophe unserer Zeit: daß es dem Volk als dem wichtigsten Element des Nationalstaates an den Kragen geht. Denn allein die Kontinuität des Staatsvolkes entscheidet über die Staatskontinuität überhaupt. Wenigstens eine relative Homogenität unseres Volkes muß unbedingt erhalten bleiben, denn nur sie ermöglicht uns, alle Krisen und Zusammenbrüche, Infragestellungen und Auflösungserscheinungen als Deutsche zu überste-

hen und den Wiederaufbau anzugehen.

Der *Zeit*-Journalist jedoch lehnte sich an dieser Stelle des Gesprächs zurück und beantwortete die Frage, was letztlich wichtiger sei – die Verfassung oder das Volk – ohne zu zögern: die Verfassung, denn sie allein existiere. Ob es nun alteingesessene Deutsche oder gerade erst Eingebürgerte seien, die diese Verfassung mit Leben füllten, sei ihm und der Verfassung egal: Für ihn besäße weder das deutsche, noch irgendein anderes zufälliges Volk einen nicht austauschbaren Wert oder nicht ersetzbare Eigenschaften.

An diesem Punkt hatte das Gespräch keinen Sinn mehr: Wir sprachen nämlich über etwas, das es für ihn gar nicht gibt. Und so wird das vielleicht einer der Epochenbegriffe sein, den einmal Historiker über die Phase der Abschaffung der Deutschen schreiben: Herrschaft der Abstraktion. Sie werden in diesem Kapitel zu beschreiben haben, wie die Abwendung vom Sinn des Rechts Schule machte und die Verfahrenskonstruktion von den Gehirnen Besitz ergriff, kurz: wie das verheerende Vorbild einer jeder effektiven Kontrolle entzogenen Berliner Filterblase das Rechtsgefühl eines an Recht und Ordnung ausgerichteten Volkes veränderte und damit beschädigte und zerstörte.

Anwendungsvorrang ist – das will ich festhalten – insofern nur ein anderer Begriff für Volksverrat. ■



Hahn im Korb

von Ellen Kositzka

Ob denen, die anno 1968ff. von einem »aus allen Zwängen befreiten Individuum« als Zukunftsvision schwärmten, eine prototypische Physiognomie vorschwebte? Doppelkinn, Dauerwelle und Dreitagebart dürften ausscheiden, zu »saturiert« das eine, zu »normativ« das andere, zu »fashy« das dritte.

Aber: Wie wäre es mit Sascha Lobo, diesem Typen, der seit zwölf dunklen Jahren eine kosmetisch aufwendige rote Irokesen-Frisur trägt? Dieser Umstand ist aus vielen Gründen beachtlich: Erstens, weil Herr Lobo mittlerweile 43 Lenze zählt. Zweitens, weil diese Frisur wirklich ein Alleinstellungsmerkmal ist (Punks schauen seither, daß sie nicht verwechselt werden). Drittens wird »kulturelle Aneignung« (der »Irokese« gehört den Irokesen – pardon, den Haudenosaunee) seit geraumer Zeit äußerst kritisch gesehen. Diesbezüglich Anwürfe gegen Lobo sind nicht bekannt. (Eine Tochter, sie sieht nicht gut, fragte, warum der Mann eine CD im Kopf stecken habe. Ich fand diese Ansicht interessant.)

Nun ist Herr Lobo von derartiger Prominenz, daß sich das Reden über den Hahnenkamm eigentlich verbieten müßte. Er selbst sagt bezüglich seines Markenzeichens, es sei »ein erhebendes Gefühl, wenn man sich der Peinlichkeit« aussetze. Und doch besticht die Vision, die der Salonleninist Dietmar Dath in seinem Roman *Die Abschaffung der Arten* ausgemalt hat. In seiner Welt verfügen die Wesen frei über ihre körperlichen Produktionsmittel, es herrscht eine Art Biokommunismus: Menschen und Tiere kreuzen sich zu neuen Arten.

Voilà! Eventuell tragen sie dann das vor, was sich in ihrem Hirn gerade aufhält. Eventuell haben sie ein elegantes, kleines Mikro ihrem Verlautbarungsapparat vorgeschnallt. Herr Lobo kennt diese Situation. Er ist der Verlautbarer unserer Zeit. Er, der nach 38 Universitätssemestern den Studiengang Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation mit einem Diplom abgeschlossen hat, spricht unentwegt. Er ist gefragt. Zuletzt war er im Frühjahr auf der »Digitalkonferenz« re:publica einer der Hauptredner. Wie im vergangenen Jahr entwarf er dort Schlachtpläne gegen »die Rechten« im Netz. Die Quintessenz seines Vortrags wurde für nachrichtenrelevant befunden: »Ich kämpfe für eine Gesellschaft, in der eine jüdische, arbeits-

lose, lesbische She-Male im Bikini betrunken knutschend an jedem Ort mit einer stillenden schwarzen behinderten Ex-Muslima mit Kopftuch auf der Straße tanzen kann – ohne Angst um ihre Existenz haben zu müssen – und mit WLAN!« Ja, was, wenn nicht das, ist eine coole Vision! Darf man an einen Hit des politisch unverdächtigen Liedermachers Funny van Dannen erinnern?

*Natürlich bin ich kein Rassist, ich hab vorm Kopf kein Brett
Die meisten lesbischen, schwarzen Behinderten sind alle furchtbar nett (...)
Geht dieses Lied noch weiter, die Antwort lautet »Nein«
Doch auch lesbische, schwarze Behinderte können ätzend sein*

Herr Lobo würde das vermutlich nicht leugnen. Das ist sein Trick: Alles sagen, nichts meinen. Alles kann, nichts muß. Aber alles darf sein können, oder so – was etwas konfus klingt. Ist es auch. In Sascha Lobo, diesem Mikro-Mann, bündelt sich der Geist der Zeit. Nach eigenen Angaben lebt er, der weder »Journalist« noch »Blogger« genannt werden will, sondern »Vortragsredner« oder »Autor«, zu »rund 90 Prozent« vom Schwadronieren. Der »Netzexperte« ist für »Reden, Keynotes und Dinner Speeches« buchbar, er redet für alle über alles. Das geht in jeder Hinsicht munter durcheinander. Einerseits bezeichnet er das blöde Fußvolk von PEGIDA etc. als »Latenz-Nazis« (siehe auf YouTube »Busfahrer Radke vs. Lobo«), andererseits äußerte er 2013: »Gäbe es nur diese eine Wahl: Jede denkende, jede fühlende Person wäre lieber rechts mit Botho Strauß als links mit Günter Grass.«

Man könnte fragen: Ja, was nun? Lobo würde antworten: Hauptsache, eine »eigene Meinung«! Er (»selbstbeauftragter Zivillobbyist mit dem Wirkungsbereich Digitalisierung und Digitale Gesellschaft«) hat jedenfalls immer eine parat. In den letzten Jahren hielt er (Zitat: »Mit Medien des Axel-Springer-Verlags möchte ich aus Gründen der Psychohygiene so wenig wie möglich zu tun haben«) zielgruppengenaue Vorträge unter anderem bei: Abatus Vermögensmanagement, Allianz, Union Investment, Novartis, Roche Pharma, Tourismus Baden-Württemberg,



Miele, Industrieverband Körperpflege- und Waschmittel, Bundesverband Medizintechnik, ELITE Gerätehändlerfachtagung, Immobilienverband Schweiz, Verband der Unternehmensjuristen, Bundeszahnärztekammer, Bayrische Zahnärztekammer, Hessische Zahnärztekammer, Bundesverband Wellpappe Industrie, Trauring Juwelier Tagung, IKEA, Otto, DM.

Herr Lobo, der zum 9. November artig Stolpersteine postet und sich für »Free Deniz!« engagierte, kennt alle Antworten auf alle Fragen. Motto: Das, was alle anderen sagen, in ein paar kecke dialektische Schleifen verpacken und mit Vehemenz zum Vortrag bringen. Wenn eine hauptsächlich aus Frauen bestehende Kulturjury 34 Menschen mit einem Preis ausgezeichnet und darunter nur vier Frauen sind, hat Herr Lobo wieder einen maßgeschneiderten Begriff im Jackett stecken: »Pimmelparade«. Die Diskette im Schädel spult unentwegt. So wußte er auch zur »Zukunft der Apotheken« (einer der 214 Zielgruppen seines Portefeuilles) anno 2017 geschickt vorzutragen: »Irgendwann werden wir Medikamente auch online kaufen!«

Lobo bekennt sich dazu, an ADS zu leiden und »linksliberaldemokratischer Verfassungspatriot« zu sein. Herr Lobo (Zitat: »wir, die professionelle Medienlandschaft«) ist die Verkörperung des Post-68er Weltanschauungs-

konsenses. Zu seinem entschieden vagen persönlichen Profil zählt gemäß seiner Homepage folgendes: »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit ist mir außerordentlich zuwider, insbesondere Antisemitismus/Antizionismus, Rassismus, Homo- und Transphobie, Sexismus, Misogynie und Behindertenfeindlichkeit.« Im Rahmen seiner Transparenz-Richtlinien listet dieser Multimensch auch auf, wem seine »Frau und/oder ich« in den letzten Jahren Spenden zukommen ließ: Unter anderen dem Antisemitismus-Projekt der Amadeu-Antonio-Stiftung, dem »Rechts«-Aussteiger Projekt Exit und dem Tierheim Berlin. Seine Frau beschreibt ihn als hochsensiblen Menschen. Im *Tagesspiegel* stand, daß die beiden »nach den Attentaten von Paris bis spät nachts weinend im Bett« saßen und »im Minutentakt auf Twitter oder Facebook oder sonstwo schauten, ob es Neuigkeiten gab.«

Das von allen Bindungen freigelassene Subjekt tut also nur so grimmig, per Kopf-CD, gebügtem Hemd, und entschiedenem Lippenschurz. Er will nur spielen. *Wir nennen es Arbeit* hieß das Buch, das 2006 zeitgleich mit dem Hahnenkamm in die Welt gesetzt wurde. Gut vorstellbar, daß unsere Urenkel im Geschichtsbuch die »Ära Merkel« mit Herrn Lobos Konterfei illustriert vorfinden. ■

Von Lethen lernen – ein Autorenporträt

von Jörg Seidel

Müßte ich unter Helmut Lethens Büchern eines wählen, dann wäre das nicht sein Hauptwerk *Verhaltenslehren der Kälte*, worin er die Topoi der Gefühllosigkeit und Frostigkeit in den »Lebensversuchen nach dem Krieg« systemisch nachzeichnet. Es wäre auch nicht sein lehrreiches Buch über Gottfried Benn, das bewußt keine Biographie sein will, sondern ein szenischer Einfühlversuch in einen hermetisch sich absondernden Paradigmenmenschen. Schließlich wäre es auch nicht sein neuestes Werk *Die Staatsräte*, selbst wenn man es als lobenswertes Gesprächsangebot an den politischen Gegner mißverstehen kann. Nein, meine Wahl fiel ohne zu zögern auf das schmale autobiographische Bändchen *Suche nach dem Handorakel*, und ich möchte sogleich hinzufügen, daß man es exakt als solches lesen müsse, nämlich als ein eigenes Handorakel! Vor allem die Rechte täte gut daran, dieses erzlinke Brevier genauestens unter die Lupe zu nehmen. Aber von vorn:

»Es ist ja auffällig, wie in Augenblicken der Depression die Linke zu den Konservativen schießt.«

Helmut Lethen

Verhaltenslehren der Kälte

Mit diesem Buch, das eine Ausweitung der in seiner Dissertation von 1970 gezogenen Kampfzone darstellt, hatte der Literaturwissenschaftler Lethen eine Art heimlichen Klassiker der 1990er Jahre geschrieben – das Buch zirkulierte in den universitären Kreisen und wurde wie eine codierte Schrift unter Eingeweihten herumgereicht. Lethen reagierte damit auf ein seltsam steigendes und klandestines Interesse am konservativen Denken, das man bis dato als erledigt betrachtet hatte.

Heute liest man dieses Buch im schizophrenen Gestus: Einerseits fragt man sich, was die damalige Welt derart in Aufregung versetzte, andererseits sagt ein Werk, das sich so eng an politische Zeiterscheinungen knüpft, heute etwas anderes als damals. Es steht unverwechselbar in einer bestimmten Tradition, deren offizieller Leuchtturm Klaus Theweleits voluminöse *Männerphantasien* war. Theweleit übersetzte damit den Auftrag der 68er – die Nazi-Jagd – ins Akademische: Plötzlich waren alle Nazis (was wir heute wieder konservativ nennen), und Nazismus war zudem extrem sexuell aufgeladen – eigentlich alles arme, triebgestaute, in der Kindheit malträtierte und seelenverpanzerte Schweine: Täter-Opfer-Täter-»Dialektik«.

Lethen hebt sich dagegen positiv ab. Sein Ton ist ruhig und gelassen, er versucht das offensichtlich Ideologische zu vermeiden, auch wenn seine Befunde ähnlich lauten – vielleicht ist da sogar was dran? Er konstatiert anhand der kurzen Epoche der »Sachlichkeit« in Literatur und Kunst eben jenen Einbruch der Kälte, der zu Verpanzerungen – hier steht Wilhelm Reich Pate – führt und sich in einer »kalten persona«, in der »Kreatur« und dem »Radar-Menschen« realisiert. Das zieht sich quer durch alle Schulen, von Brecht über Jünger bis Schmitt. Die Reaktionen sind

nach der Kontingenzerfahrung des Krieges, den Nachkriegsunruhen und den Ungewißheiten Weimars verständlich. Sie führten zur Renaissance von »Verhaltenslehren«. Davon gibt es eine Menge, und Lethen nimmt sie alle auseinander.

Das Buch sprengt den literaturtheoretischen Rahmen und greift weit, kenntnisreich und anstrengend in den Gedankensprüngen (es wird viel angedeutet) ins Historische, Psychologische, vor allem aber Philosophische über. Gerade letzteres ist beeindruckend: Lethen denkt genuin, anders als Theweleit, und produktiv.

Der Sound der Väter. Gottfried Benn und seine Zeit

Von Lethens *Staatsräte* (als dem Abschluß seines schmalen Œuvre) ist Rückschau möglich: Sie offenbart uns den *Sound der Väter* als Transitstadium, das einerseits die oft schwammigen Thesen der *Verhaltenslehren* konkretisieren will, zugleich aber die losen Fäden aufnimmt, die Theweleit im Kasus Benn liegen gelassen hatte, andererseits aber die Idee der *Staatsräte* – die imaginative Konfrontation sich fremder, aber historisch ähnlich situierter Geister – vorwegnimmt: Benn wird nicht nur vor den historischen Hintergrund gestellt, sondern in szenisch konstruierten Kapiteln anhand von Bildern, Gesten, Tönen, Empfindungen, Konstellationen und Situationen, die nicht selten aus dem geschichtlichen Kontext gelöst werden, gegen seine Zeitgenossen abgesetzt und verkörpert. So informativ und beeindruckend die Einzelerkenntnisse sein können, so monoton ist der sich dahinter verbergende Grundgedanke, den zu wiederholen das Stilempfinden sich sträubt.

Lethen setzt damit sein Projekt, die klimatologische Kartierung der Jahre zwischen den Kriegen, die er in den *Verhaltenslehren* exemplarisch andachte, fort. Benn hat ihn schon immer fasziniert. Nicht nur dessen klinischer Blick und die damit verbundene Kälte fesseln Lethen (zwischen Bewunderung und Abscheu), sondern auch die Möglichkeit, Einblick in eine gesellschaftliche Komplexität zu geben, für die heutigentags schlicht und einfach die Charaktere fehlen. In Exkurse eingeteilte Kapitel beleuchten, mitunter sehr assoziativ, die Medizinsphäre, den Krieg, den Kolonialismus, die Emigration, die Erotik, Akademia und vieles mehr. Die Faszination des Linken am Rechten verleiht dem Experiment eine exzentrische Note – man erfährt über beide.

Lethen ist nicht nur ein Einfühlungsmeister, er gibt sich auch selbst preis. Denn das fast schon genüßliche Ausweiden intimer Details, die den Eis-Menschen Benn plötzlich ganz nackt und schutzlos präsentieren, verweist natürlich auch auf einen Willen zur Destruktion des so geliebten Gegenstandes. Es ist ein willentliches Spiel mit der Gefahr, eine Suche »nach Handlungsanweisungen«, die gerade dann, als sie hätte erfolgreich sein können – etwa in der Bewunderung der Widerrufungsverweigerung und der Negierung des Schamzwanges, die starke Charaktere auszeichnet und »einzigartige Töne« schafft –, erschrocken zurückzieht und in den opaken »Sound der Väter« flieht: »Das Benn-Buch erschließt die Rückseite der Verhaltenslehren der Kälte, in denen die Personen von engelhafter Transparenz blieben, um den machiavellistischen Direktiven ohne den Widerstand spröder oder sumpfiger Leiber Folge zu leisten« (Helmut Lethen an den Verfasser).

Suche nach dem Handorakel

Daß Lethen ein Leben lang nach einem Handorakel – also einer sentenziellen Lebensanweisung – sucht, beschreibt diesen Menschen und Typus vorerst zur Genüge: Unsicherheit ist sein Habitus, und das übersetzt sich im linken Denkschema zwangsläufig in Selbstkritik. So gesehen wird Lethens gesamtes Schaffen als verkappte Autobiographie deutlich, und die *Verhaltenslehren* sind letztlich nur das frühe Ergebnis der Selbstbesinnung. Der Leser hat ja längst geahnt, daß seine »Neigung, aus Büchern Verhaltenslehren zu machen, Schriften als imaginäres Reservoir von Bewegungsimpulsen zu begreifen«, am Grunde der literaturwissenschaftlichen Arbeiten liegt – die *Verhaltenslehren* waren ein Durchgang durch mögliche (aber letztlich abgelehnte) Lebensentwürfe, ein Sich-messen an diesen.

»Wenn der Autor (Benn) auch in den Osten ausstrahlte – Ulrich Mühe las am offenen Grab Heiner Müllers Benn-Verse –, so scheint er heute vor allem der Lieblingsautor der westlichen Nachkriegsgeneration, ja, der Sehnsuchtsautor der Acht- und sechziger zu sein. Die originellsten kulturwissenschaftlichen Köpfe dieser Generation, Klaus Theweleit, Friedrich Kittler und nun Helmut Lethen – alle drei auch ›Alte Männer‹ im bundesrepublikanischen Schutt ihrer früheren Träume und Phantasien – hatten ihre Affäre mit Benn ... Und Helmut Lethen befreit sich in *Der Sound der Väter* ganz am Ende von seinen *Verhaltenslehren der Kälte*, indem er den gelassenen Parlando-Dichter Benn im entspannten Lebensgefühl der Bundesrepublik aufgehen läßt: ›sich abfinden und gelegentlich auf Wasser sehen‹«.

Stephan Schlak: »Ein aufgetauter Kälte-Panzer«, in: *Literaturen*, Juli/August 2006.

»Hatte ich mich nicht von den Theorien der Frankfurter Schule getrennt, weil die Art ihrer Kontemplation nur zur Handlungs lähmung führte? ... Die Warnung, »daß im Notfall nicht viel Zeit bleibt«, war mir allzu vertraut. Die Frage war nur, ob man deshalb den »Notfall« simulieren, ihn gar auf Dauer stellen, ein Klima der Dezision halluzinieren und eingreifendes Denken in fiktiven Handlungsräumen oder auf kleinen Terrains des Stadtteilkampfes ausprobieren sollte.«

Helmut Lethen: *Suche nach dem Handorakel*, S. 36.

Das ist ein Scheitern, keine Frage. Lethen gesteht es sich ein. Das Scheitern des 68ers und führenden Vertreters der KPD (AO), so angenehm ironisch und fast spielerisch er es auch präsentiert, ist symptomatisch und gestattet daher verallgemeinerungswürdige Konklusionen, mehr noch, es spricht laute und deutliche Warnungen auch an den rechten Aktivismus aus und sollte von der Rechtsintelligenzija aufmerksam studiert werden.

Lethens Scheitern – und damit das einer ganzen Generation revolutionswütiger Rationalisierungsritter – versteckt er in nette Anekdoten zu Beginn und zu Ende seines Orakels. Zuerst führt er uns auf eine Konferenz zur Geschichte der wilden Jahre, wo er das linkslastige Publikum mit einer gewagten These schockieren will (»Die Leistung der marxistisch-maoistischen Apparate bestand darin, die frei flottierenden Umsturzenenergien in ihr oberirdisches Bewegungssystem einzubinden« - Erläuterung folgt), um selbst erschrocken festzustellen, daß ausgerechnet ein Vertreter des Verfassungsschutzes ihm recht geben wird.

Lethens Provokation vor Ort war es, »die Stabilisierungsleistungen von KBW, KPD-AO, KPD/ML und anderen Imitationen der III. Internationale« hervorzuheben: »daß die Initiatoren der ML-Parteien ... *objektiv gesehen*, der Stabilisierung der Republik gedient haben«, »daß die K-Gruppen der Bundesrepublik *objektiv gesehen* gutgetan« haben, daß »die Apparate der verschiedenen marxistisch-maoistischen Parteien wie Kühlaggregate funktioniert« haben, daß »militante Energien in den Kreisläufen symbolischer Praktiken aufgebraucht worden« sind, daß »der Apparat ein selbstdestruktiver Trichter war, der Bewegungsenergien im Selbstlauf von Wiederholungen im Inneren verschlang, aber in der unübersichtlichen Situation der 70er Jahre stabilisierende Wirkung nach außen hatte«, daß die Kader »der objektiven Funktion der Staatserhaltung dienten« und daß es letztlich zu einer »Symbiotik der Beziehung zwischen Protestakteuren und Massenmedien« kam. Es war alles für die Katz!

Am Ende des Buches erzählt Lethen uns ein wenig verschämt und stolz zugleich, daß ausgerechnet Carl Schmitt einen seiner vernichtenden Texte mit Wohlwollen und sehr intensiv gelesen hatte.

Es war ein Hase-und-Igel-Spiel: Die Linke (der Hase) glaubte, das Tempo und die Regeln vorzugeben, aber »das System«, also das Seiende, also das Immer-schon-Daseiende, also das Konservative, das Schmitt nur symbolisiert, war immer schon da und hatte alles aufgesaugt, und ausgerechnet der Verfassungsschutzmann als Feindvertreter mußte ihm das bestätigen. Es gab ein bißchen Tumult und Krawall und Chaos und Aufregung, aber die Welt zog weiter ruhig ihre unausrechenbare Bahn. Statt »auf die Geschichtszeit projizierte Erwartungen, die Hoffnung auf Umsturz«, »erschließt sich ein Reich der Erfahrung« und diese – »die Stunde der Empirie« – kommt dann zwangsläufig als Überraschung, aus der man nur noch diesen Leitsatz generieren kann: »Prognosen und Ereignisse halten sich in getrennten Sphären auf. Im Strudel des Ereignisses scheint plötzlich alles kontingent.«

Dieses Scheitern – und das zeichnet Lethen unbedingt aus – ist trotz des pessimistischen und resignativen Zuges auch ein ironisches und vor allem *produktives*. Schon deswegen sollte dieses Büchlein, dessen tiefster Wert über die ideologischen Grenzen hinweg im strategisch-taktischen Bereich und in der Aufforderung zur Außensicht der eigenen Bewegung liegt, zum Vademecum des politisch aktiven Menschen werden, der das eigene Versagen möglichst verhindern will.

Und selbst wenn es das nicht wäre, müßte man es empfehlen. Es läßt die seelische Verfassung einer Generation begreifen, einer Generation, die uns nachhaltig geprägt, geformt und verformt hat, wir lernen die Seelenqualen kennen und verstehen, die Besessenheit von *der* Geschichte: »War das Gift (des Nazismus) in den Kinderkörper gesickert?«, fragt sich noch der alte Mann.

Man lernt einige ikonische Bücher dieser Jahrgänge kennen, bekommt intime Einblicke in die spezifischen Denkvorgänge. Es ist zudem ein Repetitorium der jüngeren Geschichte, das Namen und Ereignisse, wenn auch in loser Folge, rekapituliert, und nicht zuletzt ist es ein Museum eines Duktus', der die Lektüre Lethens mitunter erschwert und der gerade dabei ist, auf ewig hinter dem Horizont zu verschwinden: jene Sprache der Soziologen, Literaten und Theoretiker, die sich an Adorno, Peter Weiß, Marcuse, Bloch, Habermas und Theweleit – jeder auf

»Für den Einzelnen war es entlastend, sich das Dritte Reich als ein gigantisches KZ vorzustellen. Die Möglichkeit von Freiräumen impliziert das Vorhandensein von »Ermessungsspielräumen«, unterstellt Verantwortung. Nach 1945 war es daher vorteilhaft, sich nicht mehr an die Freiräume des Überlebens zu erinnern.«

Helmut Lethen: *Die Staatsräte*, Berlin 2018, S. 54.

seine Art ein Sprachkünstler und Sprachblender – orientierten und deren Schriften wie Morsesignale unter elitären Eingeweihten gelesen werden müssen.

Und wenn man die eminenten Lehren dieses gewichtigen Büchleins verinnerlicht hat, dann darf man auch ein wenig triumphieren und Zeilen wie diese genießen: »Wie blauäugig ist es, davon auszugehen, eine Generation hätte sich völlig von der vorhergehenden gelöst? Man kann sich offenbar nicht dadurch von ihr abspalten, indem man sie moralisch verurteilt.«

Die Staatsräte

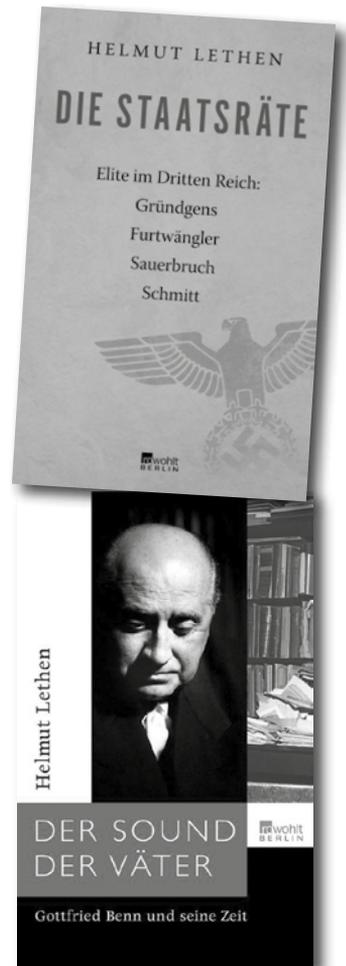
Lethens letztes Buch beweist, daß der im *Handorakel* angedeutete Bruch ernst gemeint war. Die akzelerierende Geschichte der letzten Jahre kommt ihm zu Hilfe. Das *Handorakel* schien der Eintritt in die Rente zu sein. Die Fronten wurden 2015 allerdings neu gezogen – auch in den Ehen und Familien. Der Schaukelstuhl muß bis auf weiteres warten.

Die *Staatsräte* sind eine Hin-Richtung im doppelten Sinne. Sie sind auch an eine andere Leserschaft gerichtet, den Rechten als solchen, und sie versuchen an vier exemplarischen Fällen – Carl Schmitt, Sauerbruch, Gründgens und Furtwängler – die Überlebtheit nationalkonservativen Seins nachzuweisen. Insbesondere Schmitt soll als Galionsfigur sachlich-fachlich, aber auch ethisch-menschlich begraben werden.

Sie sind aber auch der letztgültige Beweis von Lethens Spezialisierung. Das Buch wurde in den meisten Medien groß angekündigt als finale Abrechnung, tatsächlich ist es lediglich eine Variation des Lebensthemas. Es gibt dieses ikonische Bild, auf dem man den jungen Benn über das Mikroskop gebeugt sieht – dies ist die typische Geste Lethens selbst, allein der Objektträger wurde ausgetauscht und statt Benn und Jünger erscheinen nun Sauerbruch, Gründgens und Furtwängler neben Schmitt im Sichtbereich. Lethen ist – ganz wertfrei – ein Monothematiker, oder doch ins Positive gewendet, ein Variationist, der seit 45 Jahren in mehreren Anläufen das gleiche Buch schreibt und die gleichen Objekte unter sein Aufmerksamkeitsmikroskop schiebt.

Das Paradoxe daran: Er behandelt sie wie Krankheitserreger, wie Keime, deren gefährliche ansteckende Wirkung zur Isolation zwingt, deren Faszination ihn aber immer wieder zur Veröffentlichung und Sichtbarmachung verführt. Darüber hinaus hat er ihnen – insbesondere Schmitt, Benn und Jünger – fast alles zu verdanken, vom Vokabular, das er sich nicht selten ausleiht, über die Thematik und die nicht unoriginelle Idee, die angehimmelten verteufelten Größen durch quasi-kynische Verkörperlichung nach den Kretschmerschen Körperbau-Schemata vom Piedestal zu stoßen, bis hin zu den Konstellationen der *dramatis personae*. Noch nicht mal die »Entdeckung der Fiktion als bester Hilfskonstruktion«, die Idee der »fiktiven Konfrontation«, der »Geistergespräche«, der »Schattengefechte zwischen den Nicht-Reumütigen«, ist neu; auch sie wurde in der gegenseitigen Beägung der drei Dauerprotagonisten nach dem Krieg bereits vorgeführt, etwa im Benn-Buch, und brauchte »nur« noch auf andere Personen übertragen werden.

Die Konzentration auf ein Thema trägt ihre intrinsischen Vor- und Nachteile in sich: Der Experte weiß, wovon er spricht, und Lethens Wissensfundus ist beeindruckend, aber sein Fokus ist oft verengt, und er muß die sich wiederholende Botschaft stilistisch, ästhetisch, dramaturgisch, inhaltlich oder sonstwie aufpolieren und radikalisieren, jedenfalls »neu« und anders präsentieren. All das tat Lethen mit seiner Fiktion, die sprachlich deutlich abrüstet und somit sich auch einer bislang negierten Leserschaft öffnen will, aber manchmal hilft auch schon der Privatskandal, die gewünschte Aufregung zu generieren: Lethen ist der Ehemann der *Antaios*- und *Sezession*-Autorin Caroline Sommerfeld. Vielleicht versteckt sich hinter alldem ein aufschlußreiches und verallgemeinerungswürdiges Paradox: Lethen – als Vertreter der intelligenten Linken – wäre ohne die Klassiker der Konservativen Revolution nie erschienen, er wäre ohne die »Verstrickungen« und ohne die Schuld ein glühender Schmittianer und ein Verehrer Bennis, Jüngers und Brechts, ein Bewunderer genuiner Denk- und Schreibleistung also ... doch das gesellschaftliche Tabu zwingt ihn – und wie viele noch? – in die Distanz. ■



Literaturhinweise:

Helmut Lethen: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt a.M. 1994;

Helmut Lethen: *Der Sound der Väter. Gottfried Benn und seine Zeit*, Berlin 2006;

Helmut Lethen: *Suche nach dem Handorakel*, Göttingen 2012;

Helmut Lethen: *Die Staatsräte*, Berlin 2018.

Gauweilers 68er und das konservative Dilemma

von Günter Scholdt

Peter Gauweiler, Urgestein der CSU, gehört zu den wenigen etablierten Politikern, von denen man über Jahrzehnte mutig-originelle Ansichten fern von parteimäßigem Gruppenzwang oder gebotener »Korrektheit« hören konnte. Um so befremdeter las ich in der Wochenzeitung *Junge Freiheit* vom 30. März 2018 sein Interview über »68«. Etliche seiner altersmilden Äußerungen erweisen sich als analytische Fehlleistungen von erheblicher Naivität. Führende Rebellen von damals gelten ihm danach sozusagen als »Micky-Maus-Revolutionäre« einer BRD-Politfolklore, die »ganz großes Drama« bot, und ihre Taten als verständliche Jugendsünden mit partiell positiver Wirkung. Sein generöses Gesamturteil verlangt eine Replik!

»Stellen Sie sich eine langweilige Party vor, keiner ist da, mit dem Sie über Ihr Thema – Politik – reden können. Dann kommt endlich ein Gast an den Tisch, der sich als Redakteur irgendeiner linken Zeitung entpuppt. Eigentlich ein Lieblingsfeind. Aber der Abend ist gerettet!«

Gauweiler im *JF*-Interview vom 30. März 2018.

1. Gauweilers Bilanz

Zum spärlich Negativen, das der Interviewer Moritz Schwarz seinem Gesprächspartner über die 68er entlocken konnte, gehört ihr pharisäischer Haß auf die Elterngeneration, wo sie doch »leider auch für Totalitarismus standen«. Zudem hätten sie die heute immerhin von allen akzeptierte »Westbindung, repräsentative Demokratie und Marktwirtschaft« attackiert, dazu zur Auflösung von Werten wie Fleiß, Ordnung, Demut, Vaterlandsliebe, Treue oder der Form beigetragen. Zu ihren Gunsten spreche immerhin der starke Wunsch, »die Welt zu verbessern«, Kritik am Vietnam-Krieg, ihr Hinweis auf die kapitalistische »Fehlkonstruktion im Verhältnis zur Dritten Welt« und auf Verdrängungen der Kriegsgeneration. Auch »ungesunde gesellschaftliche Zustände, von der Familie bis zur Kirche« hätten sie aufgegriffen in edler jugendbewegter Traditionslinie bis zurück zu den Stürmern und Drängern. Denn »Achtundsechzig bestand auch aus großen Hervorrufungen, die uns freier gemacht haben.«

Auf dieses Urteil trifft seine eigene Feststellung zu: »Die halbe Wahrheit ist die ganze Lüge.« Übernimmt er doch leichtfertig die Heroenlegende vieler Protagonisten der 68er, auf der sich bis heute der linke politmoralische Hegemonialanspruch aufbaut. Dabei galt ihm zuvor noch deren Anmaßung (exemplarisch: Grete Dutschke), erst ihre antiautoritäre »Therapie« hätte die hiesige Demokratie wirklich belebt, als »Quatsch«. Denn wäre dies so, wie erklärte sich unsere heutige beklagenswerte Duckmäuser-Republik, die anschaulich durch einen Maulkorb symbolisiert wird? Oder nehmen wir als kuriozes Symptom den Massenverkauf von Mao-Bibeln, die schon begrifflich auf die quasi religiöse, autoritätshungrige Kehrseite der APO verweisen.

2. Freiheit

Reden wir also zunächst über das kardinale Qualitätsmerkmal eines Gemeinwesens: die Freiheit! Tun wir es ohne retrospektive Besserwisserie, die mir selbst nicht zusteht! Denn mit einer Wunschbiographie, wonach ich damals dem Zeitgeist tapfer Paroli geboten hätte, kann ich nicht die-

nen. Eher sehe ich mich, der nach zwei Jahren Bundeswehr im Herbst 1967 mit dem Studium begann, rückblickend in einer Simplicius-Rolle oder derjenigen Hans Castorps im *Zauberberg*. Denn etwa ein Jahr lang erlebte ich die Protestszene zwischen Anziehung und Abstoßung.

Ich rauchte zwar keine Joints oder hing Klischees über BRD-»Faschismus« an. Auch vom realexistierenden Kommunismus, vor dem meine Familie geflohen war, wußte ich zu viel, um ihm zu verfallen. Immerhin träumte ich als Anhänger der Konvergenztheorie von einer spannungsmindernden Annäherung des Ost- und Westblocks oder von Dubčeks »Sozialismus mit menschlichem Antlitz«. Als dann der Warschauer Pakt per Einmarsch in Prag diese Hoffnung niedertrampelte und mir in Heidelberg von irgendwelchen Linksgruppen rechtfertigende Flugblätter in die Hände fielen oder andere, die Solschenizyns *Archipel Gulag* als bloße CIA-Propaganda abtaten, beendete dies den geistigen Flirt mit solchen Vordenkern.

Konzedieren wir dennoch, daß es für Aufruhr auch nachvollziehbare Gründe gab, vor allem die Schüsse auf Rudi Dutschke. Sie empörten und solidarisierten selbst Menschen außerhalb seiner politischen Gefolgschaft. Noch heute, wo Gewaltattacken meist die rechte Protestszene treffen, empfinde ich Abscheu vor dieser Tat. Hinzu kamen Dekolonialisierungssympathien oder Skepsis angesichts der Art und Motive, mit denen Amerika »Demokratie« exportierte – für Gauweiler ein US-Geschenk an uns. Oder denken wir an unsägliche Prüderien: Meinem Freund kündigte man die Studentenbude, weil er nach zehn Uhr noch Besuch hatte. § 175 bedrohte Männerliebe mit Gefängnis. Das ARD-Fernsehgericht verhandelte einen Kuppelei-Fall, in dem Eltern den künftigen Schwiegersohn über Nacht beherbergt hatten. Solche Straftatbestände gab es damals noch. Das alles (und leider mehr) wischten an die Macht gelangte 68er mit einem Federstrich beiseite, um dafür allerdings eine kaum weniger abstoßende sexuelle Indoktrination unserer Kleinsten von der Kita bis zum KiKa einzutauschen.

Auch der Inkognito-Enthüller Wallraff galt uns als Star im Kampf gegen *BILD*, deren tägliche Manipulation auf der Hand lag. Ich übersah damals nur, daß man Springers Lügen- oder Lückenorgane vor allem deshalb verteufelte, um ein linkes Blockmonopol an seine Stelle zu setzen. Denn gänzlich unvorstellbar war mir die heutige Presselandschaft, in der man zwischen *Spiegel*, *taz*, *ZEIT*, *FAZ*, *BILD* oder *Welt* nur mehr Stilunterschiede wahrnimmt oder Differenzen hinsichtlich der Satz- und Artikel-Länge.

Kurzfristig blendete auch die David-gegen-Goliath-Pose, mit der diese Jugendbewegung vorgab, gegen eine starke Bastion autoritärer Väter anzurennen. Wie schwach die in Wirklichkeit waren, durch Selbstzweifel und geschichtliche Drohungen angekränkelt, zeigte sich, als innerhalb eines Jahrzehnts ihre geistigen Fundamente eingerissen waren. Was von großer revolutionärer Kraft zu zeugen schien, attackierte also lediglich die bereits bröckelige Prunkfassade eines längst verfallenen Gebäudes. Schon erhebliche Teile des universitären Mittelbaus kollaborierten zum Nutzen ihrer Laufbahn.

Ohnehin profitierten die 68er finanziell wie ideell von potenten Unterstützern im Hintergrund, die ihnen trotz ihres Anti-Establishment-Furors von Anfang an eine breitere Machtbasis gaben. Dazu gehörten Jugendorganisationen von Parteien (insbesondere der SPD), Gewerkschaften, einflußreiche Kräfte der EKD, Geheimdienste der kommunistischen Internationale sowie Vergangenheitsbewältigungs- oder Feminismus-Organisationen. Auch kam ihnen entgegen, daß der proklamierte Marsch durch die Institutionen schon erheblich früher durch trendsetzende Re-education-Berufungen begonnen hatte. Sie konnten somit auf zahlreiche Vorposten in Rundfunk- und Fernsehanstalten, Presse- und Buchverlagen, Universitäten oder einem Subventionstheater als Multiplikatoren zählen.

Daß übrigens zuvor keine nennenswerte Aufarbeitung der NS-Epoche stattgefunden hätte, ist eine offenbar »unausrottbare Legende« (Manfred Kittel). Es gab in den Medien oder Schulen zwar noch nicht die heute ganzjährige Rundumbetreuung mit antifaschistischem Moralin, aber zweifellos genügend Bücher, Filme, Theaterstücke, Vorträge oder Gedenkveranstaltungen zur Auseinandersetzung mit 1933/45. Ich nenne stellvertretend Frischs *Andorra* (Schullektüre wie *Anne Frank*),

»Ich bin nicht ein Kind dieser Zeit [...]. Nicht, daß ich sie nicht verstehe [...]. Ich will einfach, aus Bequemlichkeit, nicht ausfällig oder gehässig werden, und also sage ich, daß ich das nicht verstehe, von dem ich sagen müßte, daß ich es hasse oder verachte. Ich bin feinhörig, aber ich spiele einen Schwerhörigen. Ich halte es für nobler, ein Gebrechen vorzutauschen als zuzugeben, daß ich vulgäre Geräusche vernommen habe.«

Joseph Roth, *Kapuzinergruft*, 1938.

Hochhuths *Stellvertreter*, Dramen oder Romane von Zuckmayer, Brecht, Borchert, Grass, Walser, Böll, Kuby. Hinzu kommen historisch-politologische Standardwerke von Gerhard Ritter über Eugen Kogon bis Karl Dietrich Bracher, Wolfgang Sauer, Gerhard Schulz oder Hannah Arendt. Kampfschriften und Dokumentationen von Joseph Wulf, Franz Schnauer oder Ernst Loewy widmeten sich (polemisch) den im Dritten Reich gebliebenen Autoren und Künstlern.

Ab Mittelstufe besuchte man klassenweise Erwin Leisters *Mein Kampf*. Die Textsammlung des unsäglichen Walther Hofer zum Dritten Reich erzielte sechsstellige Auflagen. Der Münchner Germanistentag 1966 nahm sich fachlicher Verstrickungen an, Helmut Heiber und andere beleuchteten Historiker in Nazi-Deutschland. Eine Rede Emil Staigers führte zur vergangenheitspolitischen Polemik des »Zürcher Literaturstreits«. Selbst der Erste Weltkrieg war mit Fritz Fischers tendenziösem *Griff nach der Weltmacht* längst in ein Kontinuum »deutscher Daseinsverfehlung« gebracht worden und vieles mehr. Kurz: 1968 trat man viele offene Tore ein.

Meinungsbeschränkungen gab es gleichwohl nicht nur für jegliche Form nazistischer Propaganda. Seit dem Parteienverbot der KPD 1956 hatten kommunistische Aktivisten mit Anklagen zu rechnen. Doch gab es gegen solche Ausgrenzung selbst im bürgerlichen Lager deutlichen Widerspruch, der in *SPIEGEL*, *ZEIT* oder *Süddeutscher Zeitung* bis zum Vorwurf politischer Justiz per Verfassungsgericht reichte. Nicht zuletzt in *Panorama* äußerten sich Prominente wie Eugen Kogon dezidiert. Man kann sich Entsprechendes über sogenannte »Rechte« in unserem heutigen Staatsfunk schlicht nicht vorstellen, wo das Systeminteresse überwiegt, sie politisch-moralisch zu kriminalisieren und ihnen Darstellungsplattformen zu verweigern.

Solche Praxis gründet in 68er-Tradition. Denn auch deren Führer errieten ausgefeilte Techniken und Tricks, Gegner einzuschüchtern oder ihnen das Wort abzuschneiden. Merkten sie doch schnell, daß das Volk, das sie ständig im Munde führten, ihnen nicht wirklich folgte. Die Arbeiter und kleinen Angestellten, die von den Studenten in den Firmen agitiert wurden, standen ihren Vorstellungen ebenso fern wie die Drucker des Springer-Konzerns, deren Gebäude man angezündet hatte. Und rote Fahnen bei Demos mit Sowjetsternen oder Mao-Insignien stießen bei denjenigen auf Kopfschütteln, die sie zu befreien vorgaben.

So mußten sich die Agitatoren ihre »proletarische« Legitimation für immer abstrusere, bald terroristische Aktivitäten aus zunehmend exotischen Gegenden entleihen: Peru, Bolivien, Kuba, Kambodscha, Angola, Simbabwe usw. Und die bald nur noch kaderorientierten Politikkonzeptionen liefen zunehmend darauf hinaus, daß das Volk von den Erleuchteten erst erzogen werden müsse. Solche Handlungsprämissen haben bei den aktuell Herrschenden überlebt und beeinflussen ihren Regierungsstil gerade heute.

3. Gewalt

Auch Gauweiler kennt 68er-Zerstörungen nach der Devise »Macht kaputt, was euch kaputt macht!« Man hätte »das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Aber jeder weiß das doch.« Eben nicht! Zwar verschweigt der Mainstream Destruktives bis hin zu Terror-Neigungen nicht, aber bagatellisiert sie häufig. Man spricht von Irrwegen einzelner. Etwas Gutes sei aus dem Ruder gelaufen. Wie groß jedoch von Beginn an die Gewaltaffinität führender Agitatoren war, die später in halbseidene Politikkarrieren mündete, wie breit die von Hunderttausenden getragene RAF-Unterstützerszene, verdämmert im Bewußtsein, wo Che-Guevara-Poster oder Palästinenserschals eher unter Lifestyle gebucht werden.

Gauweiler selbst verniedlicht die Szene durch Formulierungen, das Ausrufen von Weltrevolution und Volkskrieg seien großes Theater gewesen. Und als Schwarz exemplarisch »Millionen-Meyer« herauspickt, einen von Massenexekutionen schwadronierenden Radikalinski, wiegelt er ab: »Es gibt fürchterliche Zitate aus dieser Zeit. Aber es war eben auch ein Kinderkreuzzug – mit eingeschränkter Zurechnungsfähigkeit aller [!] Akteure.« Die täglichen Beziehungen zur APO hätten auch Spielerisches gehabt, »wenn es nicht die Toten und den Terror gegeben hätte«.

Die allerdings gab es. Rund fünf Dutzend starben durch RAF-Attentate, weit über 200 wurden verletzt, ein Jumbo-Jet wurde entführt, eine

»Fassen Sie sich, mein Freund. Laßt uns eher froh sein, wenn wir »Rechten« nicht so gestrickt sind. Wir haben doch die große Auseinandersetzung um die alte Bundesrepublik gewonnen, spätestens 1989. Meinen Sie nicht, man sollte auch etwas Großmut zeigen können?«

Gauweiler im *JF*-Interview vom 30. März 2018.

Botschaft brannte und manches mehr. Wir reden heute weniger davon als von vermeintlichen Befreiungstaten der Jugendrebellin. Wir reden ja auch selten über Aktionen der »Roten Flora« oder andernorts tätiger Hausbesetzer. Besser nicht genau hinsehen, was Antifa und Autonome so treiben, diese emsigen Zuarbeiter fürs Establishment. Dabei entspringt Etliches davon dem Geist von 68, aus dem sie sich legitimieren. Und schon damals war Gewalt für die Bewegung nicht nur zufällig-unwesentliche Beigabe. Denn 68 tendierte – auch wenn dies der Masse der Anhänger verborgen blieb – mit gewisser Zwangsläufigkeit zu Gewalt sowie den heutigen Spielarten eines halbtotitären Tugendterrors. Ohnehin herrscht im Feuilleton bei linken Gewaltprojekten in der Regel ein positives Grundverständnis. Man denke an das gegenwärtige Trierer Jubiläumsspektakel



© Heike Huslage-Koch, CC BY-SA 3.0

für Karl Marx, dessen angeblicher Humanismus durch eine fünfeinhalb Meter hohe Büste glorifizierend gefeiert wird. Die weltweit hundert Millionen Opfer, die man in seinem Namen schlachtete, zählen da ebenso wenig wie Marx' persönliche Destruktionswünsche oder rassistische Extremismen.

4. Das große Verständnis

Gauweilers Haltung zu den 68ern ist von christlicher Sanftmut geprägt: »Tut wohl denen, die Euch hassen!« Dem Haß, den die Politaktivisten seinerzeit der vermeintlich faschistischen Bundesrepublik entgegenbrachten, begegnet er mit geradezu opahafter Nachsicht, die manche Opfer verstören muß: »Im Grunde waren das gute Jungs.« So kann man das sehen, wenn die gleichen Beurteilungskriterien auch für andere militant Entflammte gelten: etwa für zahlreiche junge Europäer, die 1914 ihr August-Erlebnis feierten, oder für jugendlich Erregte, die sich 1933 mit Fackelzügen am »Tag von Potsdam« berauschten. Viele von ihnen kennzeichnet eine ähnlich schwunghafte Naivität des Anfangs, die im historischen Urteil nicht vollends mit der Schwere des Ausgangs belastet werden sollte. »Gesinnungen«, formulierte Klonovsky, »sind biographisch bedingt und fast immer tolerierbar. Unverzeihlich bleibt allein die Denunziation.«

Ohnehin geht es nicht darum, jemandem ein Leben lang vorzuhalten, was er vor etlichen Jahrzehnten gedacht, geschrieben oder getan hat. Es geht überhaupt nicht darum, stromlinienförmige Politbiographien einzuklagen. Und nicht darum, menschliche Beziehungen ausschließlich politisch zu bewerten. Wenn Gauweiler also Fritz Teufel schätzte und Scharmützel mit ihm »sehr unterhaltend« fand, ist das seine Sache. Schließlich gab es unter 68ern neben Betonhirnen fraglos originelle Köpfe oder sprachbegabte-witzige. Auch heutige Oppositionelle von rechts könnten von pointensicheren Provokateuren wie Teufel lernen, der im Gerichtssaal die Anweisung aufzustehen mit dem Bonmot quittierte: »Wenn's denn der Wahrheitsfindung dient.«

Auch meine Kontakte beschränk(t)en sich gewiß nicht auf Gleichgesinnte. Mit einem 68er-Prominenten führte ich über Jahrzehnte trotz schroffer politischer Gegensätze vertraulich-anregende Gespräche. Doch auch wenn wir die Dämonisierung einer nach Hunderttausenden zählenden Bewegung vermeiden, dürfen wir sie andererseits nicht verniedlichen. Eine nostalgische Erinnerungstrübung ist – um der aktuellen Lagebestimmung willen – unerlaubt. Denn den heutigen Zustand unserer Republik,

die eher einer geistigen Zuchtanstalt als einer Demokratie gleicht, verdanken wir zu einem Gutteil dem Einfluß dieser vermeintlichen »Freiheitsbringer«.

Sie haben die Gesellschaft in Gut und Böse eingeteilt, in eine angeblich dickfellige autoritäre Schuldgeneration und die Jugend, die einen politischen Augiasstall zu reinigen hätte und sich dafür fast jeglicher Zwangsmittel bedienen dürfe. Ihr multikultureller Nationalmasochismus war die positive »alternativlose« Kontrastschablone zu allem, was heute einfallslos als »Nazi« subsumiert wird. Und ihre dogmatische Saat ging auf, als sie den gar nicht so langen Marsch durch die Institutionen beendet hatten.

»Was unsere Bewegung geleistet hat, kann gar nicht überschätzt werden. Sie entstand in einer Zeit, in der das autoritäre Denken aus der Nazi-Zeit noch immer in den Köpfen war. Es herrschte Obrigkeitshörigkeit. Heute sind die Menschen kritischer, haben mehr Freiheiten, können sich kreativ entfalten, offen sagen, was sie denken. Unsere Idee einer demokratischen Gesellschaft wird endlich gelebt in Deutschland. Die Bewegung hat der Demokratie Leben eingehaucht.«

Gretchen Dutschke im Interview mit der FAZ vom 12. April 2018.

»Der Sozialismus ist kollabiert. Dennoch hatte die 68er-Revolution vielfältige Nachwirkungen, etwa den RAF-Terror, die anarchistische autonome Szene, die Ideologisierung der ökologischen Bewegung, die antiautoritäre Erziehung, die radikale Protestkultur, die Verbreitung schlechter Manieren, die Erosion der traditionellen Familie, die Politisierung der Kirchen, die Respektlosigkeit gegenüber fachlicher Kompetenz, die Demontage des Nationalstaats, die Toleranz gegenüber dem massenhaften Mißbrauch des Asylrechts usw. Ja, Deutschland ist seit 1968 bunter geworden. Zu bunt für meinen Geschmack.«

aus einem Leserbrief von Dr. Manfred von Glehn, in: JF vom 13. April 2018.

5. Haben wir gewonnen?

Um so krasser wirkt Gauweilers Ansicht, spätestens 1989 »die große Auseinandersetzung um die alte Bundesrepublik gewonnen« zu haben und daher großmütig urteilen zu sollen. Solche Einschätzung belegt entweder seinen größten Irrtum oder zeigt ihn außerhalb des Spektrums einer nennenswerten Opposition. Denn »gewonnen« hat man gewiß nicht, wenn ein Land sich nach 50 Jahren stärker verändert hat, als selbst wildeste konservative Alpträume in den Endsechzigern prophezeiten. Und eine ideell-administrative feindliche Übernahme ist kein Sieg.

Zwar haben in die Jahre gekommene Revoluzzer Räterepublik, Weltrevolution oder Kapitalismus-Tod von ihrer politischen Menükarte gestrichen und Marxismus durch den »Großen Austausch« ersetzt. Aber ansonsten waren sie erfolgreich wie selten eine Politbewegung, seit die Anführer ihre anarchistischen Flegeljahre hinter sich ließen. Teils selbst überrascht, welch ungeheuren Sozialraum sie bereits mit relativ geringem Aufwand erobert hatten, steckten sie umgehend ihre Karriere-Claims ab.

Insofern provoziert Gauweilers naive Feststellung, die meisten 68er hätten doch »ihre zweite Chance genutzt«. Und ob sie das haben! Nur gewiß nicht zum Segen des Staates, sondern als gesellschaftliche Roßkur, gemixt aus Tugendterror und Pöstchenjagd. Das gilt für die Fischers, Schilys, Trittins, Ströbeles *e tutti quanti* unseres politmedialen Kartells. Paretos These, daß es bei Revolutionen statt um Klassen-, um Eliten-Austausch gehe, wurde eindrucksvoll bestätigt. Von heute auf morgen sah man sie in hohe Ämter der Kultus- und Justizbürokratie einziehen, in Rundfunkräte, Ordinarate, Direktorenstellen oder solche des Auswärtigen Amtes, wo sie sich der »Diplomatenjagd« widmeten (Daniel Koerfer). Sie wurden Minister, Bürgermeister, Intendanten oder Chefredakteure und fungierten damit als »Volkserzieher«. Auch »Millionen-Meyer« cancelte seinen Laufbahnwunsch als Massenmörder und wurde wie so viele bezeichnenderweise Lehrer.

Einige haben sich tatsächlich gewandelt, und es wäre unfair, ihnen lebenslang Jugendsünden vorzuhalten oder für alle haften zu lassen. Aber an den Schalthebeln der Macht mußten die meisten sich nicht einmal groß ändern, sondern zwangen die andern zur Anpassung und Umerziehung. Was martialische Revolutionsaufrufe oder Terror nicht schafften, vollbrachten gesinnungsstarke Bürokraten, teils legal, teils in heimlicher Gewaltallianz mit der Antifa. Sie nutzten die Instrumente des eroberten Staats und trieben die sogenannten Liberalen und sogenannten Konservativen vor sich her. Sie haben das Vergangenheitsbewältigungsspiel als Kampf- und Erpressungsinstrument perfektioniert und auch der erweiterten Bundesrepublik aufgezwungen.

Der Totalitarismus-Ansatz wurde »wissenschaftlich« beerdigt und der frühere Konsens darüber gekündigt. Wichtige Begriffe hat man verwirrt, allen voran die Toleranz. Das bedeutet heute denunziatorisch geförderter Zustimmungszwang – im Dienst eines Weltbilds, das Merkels »Alternativlosigkeit« so idealtypisch repräsentiert. In diesem Sinne hat 68 langfristig fast total gesiegt und stellt jetzt das Establishment – mit dem gravierenden Unterschied, daß die Eroberer von der Schwäche ihrer Gegner gelernt haben und sich mit Zähnen und Klauen gegen eine Reconquista ihrer Besitzstände wehren.

6. Schuldfragen

Auf die 68er-Schuld angesprochen, tut Gauweiler dies als »jakobinisch« ab: Schuld passe doch gar nicht zum Konservativen. Damit greift er be-

grifflich ähnlich daneben wie mit der Bemerkung, rechter »Verfolgungswahn« sei nicht besser als linker. Natürlich nicht. Doch wo auf der Rechten fände sich der? Im Gegenteil: Rechte guillotiniert man zwar nicht mehr, aber verschont sie gewiß nicht vom strukturellen Rufmord. Das Ganze flankiert durch (öffentlich finanzierte) Straßengewalt, berufliche Einschüchterung oder Vernichtung der bürgerlichen Existenz, etwa durch Kontokündigungen. Jakobiner, um das klarzustellen, stützen sich auf tödliche Exekutivmacht. Sie sprachlich mit der bei der Stange gebliebenen Schar (auch noch uneiniger) Alternativer zu verbinden, die im besten Fall nicht persönlich »zivilgesellschaftlich« angepöbelt, juristisch behelligt oder körperlich attackiert werden, ist grotesk.

Ansonsten wäre es mir auch lieber, wenn in öffentlicher Debatte, statt ständig von Schuld, von auszufechtenden Gegensätzen samt dahinterstehenden Interessen gesprochen würde. Aber seit sieben Jahrzehnten ist hierzulande Schuld nun mal die gängige diskursive Münze, die Sachdebatten umgehend in vergangenheitspolitisch grundierte klebrige Moraltribunale umwandelt – mit festgelegtem Ausgang. Ausgerechnet den Prügelknaben der Nation eine neue Währung des »Großmuts« aufzuerlegen, ist etwas viel verlangt. Gelang es doch 1989 unserer »Elite« einer ernsthaften Erörterung von Verantwortlichkeiten auszuweichen. Stattdessen erlaubte man ihr in unheilvoller Synthese aus westdeutschem Rechten-Bashing und ostdeutscher Stasi-Praxis eine Perfektionierung deutscher Gesinnungsschnüffelei à la Kahane. Wiederholen wir nicht den gleichen Fehler, indem man auf Klärung dessen verzichtet, was uns in diese Mentalitätskloake geführt hat.

7. Was ist Konservativismus?

Den Konservativen zeichne Gelassenheit aus, meint Gauweiler, im Sinne des Gentleman, der im Salon der »Titanic« den Untergang erwartet. In aussichtslosen Lagen mag dies gelten. Aber solange noch gekämpft wird, erscheint mir das Ausmalen einer solchen Szene als Pose eines Privilegierten, der persönlich auf einen glimpflicheren Verlauf hoffen darf. Ähnliche Haltungen führten in den späten 60ern, als die Voraussetzungen zum Kulturkampf noch erheblich günstiger waren, zur krachenden Niederlage des Konservativismus. Denn man verkannte damals, indem man sich zeitgemäß »modernisierte«, die wirkliche Dimension der Gefahr oder war – von bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen – zu bequem und feige, sich dem linken Zeitgeist zu stellen. Letzteres darf man dem Münchner RCDS-Chef Gauweiler nicht vorwerfen. Damals stand er seinen Mann. Doch daß er im Alter nun die (ideelle, pädagogische und administrative) feindliche Übernahme unseres Staates durch 68 als fast organischen Vorgang beschreibt, der gleichzeitig die nur scheinbar »verlorenen Söhne« geläutert hat, grenzt an Apperzeptionsverweigerung.

Gleichzeitig definiert es Gauweilers heutigen Standpunkt innerhalb nennenswerter Opposition. Auch als respektabler Querkopf bleibt er Vertreter unseres fatalen Establishments, namentlich einer Mogelpackung CSU, die bei der links-grün-pseudoliberalen Koalitions-Brautschau lediglich etwas zögerlicher konservatives Tafelsilber verjubelt. In Seehofers Heimatministerium mag er – nach Kurtagić – statt zu führen, den »Museumsführer« spielen, etwa mit Vorträgen über König Ludwigs Absetzung als Staatsstreich. Vom viel folgenreicheren legalen »Staatsstreich« durch den Geist der 68er und ihre heutigen Nachfolger hat er wenig wahrgenommen, oder er gleitet darüber mit nostalgischem Lächeln hinweg.

Er hat seinen Frieden mit der geistig und politisch unterwanderten Republik gemacht und gehört letztlich doch nicht zu uns, sondern zu jener Art »Konservativen«, die für ihre Feinde nur die Kastanien aus dem Feuer holen.

Um zu überleben, spottete Kurtagić, geben sie sich links und reduzieren damit ihre Funktion auf »die Organisation der Kapitulation und des Rückzugs, die geordnete Schlüsselübergabe und das Aufrechterhalten von vergeblichen Restaurationswünschen« zur Minderung des revolutionären Risikos. Insofern fungiert Gauweiler weniger als Querdenker denn als Absicherungsfigur am rechten Flügel gegenüber Wählereinbrüchen. Am Ende steht er wie der letzte Trotta in Joseph Roths *Kapuzinergruft* als Folklorist vor einer innerlich längst ausgehöhlten Tradition. Der Rest ist Schweigen. ■

Literaturhinweise:

»Ganz großes Drama«, in: *JF* vom 30. März 2018 (Moritz Schwarz: Interview mit Peter Gauweiler);

Daniel Koerfer: *Diplomatenjagd. Joschka Fischer, seine Unabhängige Historikerkommission und Das Amt*, Potsdam 2013;

Manfred Kittel: *Die Legende von der »Zweiten Schuld«. Vergangenheitsbewältigung in der Ära Adenauer*, Berlin 1993;

Alex Kurtagić: *Warum Konservative immer verlieren (= reihe kaplaken 35)*, Schnellroda 2013;

Butz Peters: *Tödlicher Irrtum. Die Geschichte der RAF*, Berlin 2004;

Günter Scholdt: »Ein Vorspiel nur: der Zürcher Literaturstreit 1966«, in: *Sezession* 27/2008, S. 24–29;

ders.: »Konservative Gegenrede zu Kurtagićs Thesen«, in: *Sezession* 55/2013, S. 40–43. [Inzwischen spricht einiges mehr für Kurtagićs Skepsis.]

Die Ideen von 68

von Erik Lehnert

Die Ideen, die sich mit dem Jahr 1968 in Verbindung bringen lassen, wurzeln tief im 18. und 19. Jahrhundert. Diese Herkunft ist nicht weiter überraschend, da die ganze Bandbreite des politischen Denkens, vom Konservatismus über den Liberalismus bis zum Sozialismus, in dieser Zeit ihre Formung erfahren hat. Was eher erstaunt: Den 68ern gelang es, diesen alten Ideen den Anstrich historischer Notwendigkeit zu verleihen und sie als etwas so Neues zu verkaufen, daß sich die (akademische) Jugend gern dahinter versammelte. Aus dem Bewußtsein der historischen Notwendigkeit zogen sie zumindest einen Großteil ihrer Überzeugungskraft, und weil ihnen die beginnende Wohlstandsgesellschaft genügend Muße zur Revolution bot, kam es zum Erfolg und das Jahr 1968 erscheint im Nachhinein als ein Epochenjahr.

Alter Wein in neue Schläuche: Da ist zunächst die Idee Rousseaus, daß der Mensch sich selbst entfremdet sei, weil ihn die Produkte seiner Arbeit, wahlweise die Kultur oder das Kapital, beherrschten und kontrollierten. Um wieder eigentlich Mensch zu werden, müsse er sich davon emanzipieren, was nun gemäß Marx angesichts der Grundsätzlichkeit der Entfremdung nur mit einer Revolution, einer Umkehr der bisherigen Verhältnisse, zu erreichen sei. Erstaunlich ist weiterhin der Blick auf die konkreten Inhalte, die 1968 reüssieren konnten: Marx wird aus der Mottenkiste geholt, mit Mao aktivistisch aufgeladen und mittels Kritischer Theorie den aktuellen Gegebenheiten angepaßt. Die geistige Situation von 1968 war natürlich ganz vom wirklichen Epochenjahr 1945 bestimmt, das eine Renaissance des Marxismus in Form der Kritischen Theorie, wie sie die Frankfurter Schule um Adorno und Horkheimer lehrte, eingeleitet hatte. Beide hatten sich nach dem geistigen Bürgerkrieg der 1920er Jahre auf der Verliererseite wiedergefunden und waren ins Exil ausgewichen. Da ihnen der realexistierende Sozialismus in Form des Stalinismus nicht geheuer war – und auch, weil nur der Westen ihrem Kulturmarxismus freie Hand ließ – hatten Adorno und Horkheimer mit ihrem Institut für Sozialforschung die Vereinigten Staaten als angenehmsten Ort des Exils gewählt. Aus dem Marxismus wurde die Kritische Theorie, die dann 1945 mit den Siegermächten wieder nach Deutschland zurückkehrte. In der Folge zeigte sich, wie geschickt es den Protagonisten gelungen war, den Marxismus an die neuen Gegebenheiten anzupassen und gleichzeitig das Fundament anzugreifen, auf dem eine Rückbesinnung auf Staat und Nation hätte stattfinden können.

Mit der *Dialektik der Aufklärung*, der Programmschrift der Kritischen Theorie nach 1945, in der die Ereignisse im Dritten Reich reflektiert wurden, ist diese Anpassungsleistung gut dokumentiert. Vordergründig geht es in dieser Schrift um die Frage, warum die Menschheit trotz Aufklärung wieder der Barbarei verfallen sei. Im Hintergrund wird das alte marxistische Entfremdungstheorem so variiert, daß es ohne die

»Eine bleibende Kulturleistung der 68er besteht darin, daß sie die deutsche Gesellschaft in ein Kollektiv von Halbkranken umgeschaffen haben.«

Peter Sloterdijk

konkrete Situation einer bestimmten Gruppe von Menschen auskommt. Sprich: der Marxismus funktioniert jetzt auch ohne Proletariat! Wer dieses Buch heute zur Hand nimmt, wird erstaunt sein, wie hellsichtig viele Aspekte der Kulturindustrie und des Massenzeitalters benannt werden, die man eher im Bereich der konservativen Kulturkritik vermutet hätte. Doch schon in der Vorrede kommt es zur Distanzierung von den »Kritikern der Zivilisation«, denen es bloß um die »Kultur als Wert« ginge. Adorno/Horkheimer geht es dagegen »nicht um die Konservierung der Vergangenheit, sondern um die Erlösung der vergangenen Hoffnung ist es zu tun«. Die »vergangene Hoffnung« läßt als viel Raum für jeweilige Vorlieben, aber natürlich ist damit die Überwindung der Entfremdung mittels der Emanzipation des Menschen gemeint.

Wie kommt es also dazu, daß die Aufklärung scheitert? Das habe weniger mit dem Überschätzen der menschlichen Vernunft als mit einem »gesellschaftlichen Verblendungszusammenhang« zu tun. Er bestünde in dem »Respekt der Völker vor dem Gegebenen«, der zu einer Zwingburg werde, »der gegenüber noch die revolutionäre Phantasie sich als Utopismus vor sich selber schämt«. Was hier behauptet wird, ist: Jede Gewohnheit, und vor allem die Sicherheit des Gewohnten seien bereits faschistische Strukturen. Daher wird »Unnachgiebigkeit der Theorie gegen die Bewußtlosigkeit, mit der die Gesellschaft das Denken sich verhärtet läßt« gefordert. Hier wird im Grunde die Vorgehensweise der chinesischen Kulturrevolution vorweggenommen. Rainer Langhans hat dies rückblickend in einem Interview bestätigt, in dem er von den Vorbildern und theoretischen Konzepten der 68er eigentlich nur die chinesische Kulturrevolution gelten ließ. Aber auch dabei interessierten die Protagonisten weniger die Ideen und Konzepte, als die Tatsache, daß dort das Revolutionsprinzip nicht mit der Revolution endete, sondern mittels der Revolutionierung der Revolutionäre in eine permanente Revolution führte. »Daß es gerade die Jungen waren, die die alten Kader wieder auf Trab brachten und die verfestigten Strukturen des sogenannten maoistischen Sozialismus aufbrachen, das hat uns beeindruckt. Und das empfanden wir als genau das, was wir auch vorhatten.«

Beim Blick auf die Lebenswege der Protagonisten der 68er wird deutlich, daß viele von ihnen dieser Forderung der Kritischen Theorie nicht bis zum Ende gefolgt sind. Viele haben den Weg durch die Institutionen beschritten und sind derjenigen »Verkrustung« nicht entkommen, die sie einst mit allen Mitteln zu bekämpfen trachteten. Nicht wenige von ihnen haben allerdings im Zuge dieser institutionellen Verkrustung alles dazu getan, den Rest der Gesellschaft immer wieder zur Disposition zu stellen. Eine Sonderrolle nimmt Hans Jürgen Krahl ein, der 1970 durch einen Autounfall starb und dessen Ruf dadurch geradezu legendär wurde. Er gehörte damals zu den Stars der 68er und verkörpert bis heute für viele der Veteranen dieser Bewegung die Inkarnation ihrer einstigen Ideale. In seinen wenigen überlieferten Texten finden sich jedenfalls die Motive der 68er wie in einem Brennglas versammelt. Da ist zum einen die als von »Altnazis« geprägte Umwelt in Elternhaus, Schule und Universität beschrieben. Heidegger taucht beispielsweise bei Krahl als einer der entscheidenden Ideologen der herrschenden Klasse auf, die durch Adorno als solche (»Jargon der Eigentlichkeit«) »entlarvt« wurden. Hinzu kommt die Aufmerksamkeit für die Dritte Welt, die im Gegensatz zur eigenen, vergleichsweise behüteten Lebenswirklichkeit die Destruktivität des Kapitalismus enthüllte.

Als einer der Übersetzer der marxistischen Ideologie nimmt hier zudem Jean-Paul Sartre einen bedeutenden Platz ein (wie Frankreich in diesem Zusammenhang überhaupt eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt, weil dort der Marxismus seit Kriegsende bis in die 1970er Jahre tonangebend war), der eine Begründung dafür liefert, warum sich Intellektuelle des Klassenkampfes annehmen müßten. Sartre zeige, so Krahl, »daß nämlich Ausbeutung eine Herrschaft ist, die auf einem hohen Grad von Verschleierung beruht, verschleiert durch den Tauschverkehr, verschleiert auch durch die Institutionen der Unterdrückung, die bürgerlichen Gerichte, durch die Zwangsgewalt von Recht und Staat«. Krahl schlußfolgert daraus, daß es Aufgabe der Studenten sei, für das Proletariat die Herrschaftsstrukturen zu entschleiern und so die unendliche Manipulation aufzudecken: »Die Solidarisierung mit den Befreiungsbewegungen in der dritten Welt war entscheidend für die Ausbildung unseres antiau-

»Die vor fünfzig Jahren in Gang gesetzte Kulturrevolution hat einiges bewirkt: eine sukzessive Beschränkung der Meinungsfreiheit, die Heranzüchtung von Blockwarten, begierig darauf, Meldung zu machen oder gegen Unliebsame einzuschreiten und der Aufbau eines Medienblocks, der das höhnisch kommentiert oder mit Schweigen übergeht, sich jedenfalls niemals fragt, wie es eigentlich aussähe, wenn man den Spieß umdrehte.«

Karlheinz Weißmann

toritären Bewußtseins«. Dieser äußere Anstoß führt also bei Krahl nicht etwa dazu, die eigene Welt zu bewahren, sondern bewegt ihn, auch in ihr den Umsturz herbeizuführen. Denn die (eingelösten!) Emanzipationsversprechen des bürgerlichen Zeitalters haben sich als Ideologie der Herrschenden gezeigt. Unter dem Deckmantel der Gewaltlosigkeit werde Gewalt angewendet.

Die Alternative sieht Krahl in herrschaftsfreien Beziehungen, denen der Abbau von Herrschaft und Aggression vorangehen müsse. Allerdings gäbe es gesellschaftliche Unterdrückungssituationen, in denen Gewalt durchaus legitim sei – in welchen Situationen, wollten Krahl und Kollegen gern selber bestimmen: »Auch wir kämpfen um die politische Macht im Staat, aber wir haben eine Legitimation, denn unser Machtkampf ist begleitet von einem permanenten Kommunikationsprozeß, in dem sich die Kategorien der Emanzipation, die erst im abstrakten Prinzip existieren, realisieren und entfalten, wo sie zum praktischen Dasein werden.« Argumentiert wird hier also gegen die unmittelbare Empfindung, nämlich die der halbwegs heilen Welt, die als Trug entlarvt werden soll. Der Kapitalismus sei, gerade weil er den Menschen ein materiell abgesichertes Leben bietet, aufs Schärfste zu bekämpfen.

Die Emanzipation bleibt dabei der Schlüssel im Kampf gegen die Entfremdung des Menschen von sich selbst. Verhängnisvoll hat sich in der Folge vor allem herausgestellt, daß der Emanzipationsbegriff der 68er nicht an dem juristischen Begriff orientiert ist, der die rechtliche Gleichstellung meint, sondern an der marxistischen Theorie, die Emanzipation zu einem Schlagwort erhebt, mit dem der Mensch sämtlicher Eigenheit beraubt werden soll. Die Emanzipation ist erst dann vollbracht, wenn der Mensch wieder lediglich »Gattungswesen« (Marx) ist.

Neben Adorno, Horkheimer und Sartre ist Herbert Marcuse ein weiterer Vordenker, der versucht hat, den Marxismus aus seinen historischen Bedingungen zu befreien (nachdem er als Exilant lange in amerikanischen Diensten stand, was ihm von einigen 68ern übelgenommen wurde). Es geht hierbei vor allen Dingen um die Tatsache, daß die ökonomische Begründung der marxistischen Theorie in der Gegenwart keine Gültigkeit mehr hat; nicht mehr Armut, sondern Wohlstand geriert sich als Problem. »Wir müssen die Frage stellen, ob eine Revolution denkbar ist, wo das vitale Bedürfnis nach Revolution nicht mehr vorliegt.«

Mit anderen Worten: Wer ist das Subjekt der Revolution? Grundsätzlich seien das alle. Das führt zu dem Problem, daß man auch allen, die satt und zufrieden sind, vor Augen führen muß, daß sie in Wahrheit alleamt – entfremdet sind! Sie merken es nur nicht, weil sie sich mit der Unterdrückung identifizieren. Hier bringt Marcuse das (durchaus noch aktuelle) Schlagwort von der »repressiven Toleranz«, mit dem er versucht, die Widersprüche zu erfassen, die sich aus den unterdrückerischen Zuständen einerseits, und der hohen Zustimmungsraten zu diesen andererseits ergeben.

Marcuse behauptet nicht weniger, als die Bedingungen zu kennen, unter denen jeder Mensch wahrhaft frei und glücklich sein kann. Zu diesem Glück müsse er mittels Erziehungsdiktatur allerdings gezwungen werden, da er keine Einsicht in seine eigene Entfremdung habe. Die Initiatoren dieser Revolution können daher nur einer Elite entstammen, die diesen Bewußtseinsprozeß bereits durchlaufen hat. In einem etwas wirren *Spiegel*-Interview aus dem Jahr 1967 bringt Marcuse es folgendermaßen auf den Punkt: »Einen neuen Menschen erziehen, das ist es – [...] weil die Entwicklung der modernen Industriegesellschaft den Punkt erreicht hat, wo ein solcher neuer Mensch nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist, wenn die Menschheit nicht in eine zivilisierte oder nicht-zivilisierte Barbarei verfallen soll. Der heutige Zustand ist die Perpetuierung der immer gleichen repressiven Bedürfnisse, immer gleichen Ziele, immer gleichen Werte in eine zukünftige Gesellschaft hinein.« Wie dieser neue Mensch konkret aussehen soll, kann Marcuse nicht angeben. Was aber deutlich wird, ist die Denkweise der 68er, die in der Tradition von Marx das dialektische Denken zu einer Kausalität verabsolutiert haben: Wir müssen die Verhältnisse nur auf die Spitze treiben, dann schlagen sie in einen neuen Zustand um und bringen den neuen Menschen hervor. Was 1968 nicht gelang, bleibt als »vergangene Hoffnung« einzulösen. Der Sieg der 68er besteht darin, diese Forderung aus der terroristischen Nische in die Mitte der Gesellschaft geführt zu haben. ■

Literaturhinweise:

Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hrsg.): *Zur Emanzipation verurteilt. Der Preis unserer Mündigkeit*, München 1975 (= *Herderbücherei Initiative*; 6);

Martin Klimke/Joachim Scharloth: »Du mußt den Dingen ihre eigene Melodie vorspielen und sie werden zu tanzen beginnen.« Ein Gespräch mit Rainer Langhans«, in: dies. (Hrsg.): 1968. *Handbuch zur Kultur- und Medien-geschichte der Studenten-bewegung*, Stuttgart 2007, S. 311–316;

Hans-Jürgen Krahl: Aussage im Senghor-Prozeß am 16. Oktober 1969, www.krahl-seiten.de;

Herbert Marcuse: *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft*, Neuwied 1967;

Günter Rohrmoser: *Emanzipation oder Freiheit. Das christliche Erbe der Neuzeit* (1970), Frankfurt a.M. 1995;

Jean-Paul Sartre: *Kritik der dialektischen Vernunft, Band 1: Theorie der gesellschaftlichen Praxis*, Reinbek 1967;

Hans-Joachim Schoeps: *Deutschland droht die Anarchie*, Mainz 1972;

Gerhard Szczesny: *Das sogenannte Gute. Vom Unvermögen der Ideologen*, Reinbek 1971;

Helmut Thielicke: *Kulturkritik der studentischen Rebellion*, Tübingen 1969.

Autoren dieses Heftes

Ursula Berlusckhe, 1996, Triathletin und Doktorandin in vergleichender Sprachwissenschaft.

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.
Querfront, Schnellroda 2017

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Das war's. Diesmal mit Kindern, Küche, Kritik, Schnellroda 2017

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.
Die Spurbreite des schmalen Grats. 2000–2016, Schnellroda 2016

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
(Hrsg.) *Deutsche Daten*, Band 5 des *Staatspolitischen Handbuchs*, Schnellroda 2017

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Mit Linken leben, Schnellroda 2017

Bernard Lugan, 1946, ist Historiker und Afrikanist. Während seines Studiums war er Kader der royalistischen Action française, danach lehrte er an der Universität Jean Moulin University Lyon 3. Derzeit ist er als freier Publizist tätig und gibt die digitale Zeitschrift *L'Afrique réelle* heraus.
Mai 68 vu d'en face, Paris 2018

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, lehrte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes und leitete von 1996 bis 2011 das Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß.
Literarische Musterung. Warum wir Kohlhaas, Don Quijote und andere Klassiker neu lesen müssen, Schnellroda 2017

Jörg Seidel, 1965, Studium Lehramt Geschichte/Deutsch. Studium Philosophie, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Psychologie. Unabhängiger Autor, Übersetzer und Blogger (unter »Seidwalk«).

Dr. Caroline Sommerfeld, 1975, ist promovierte Philosophin und Mutter dreier Söhne. Außerdem bloggt sie unter fauxelle.wordpress.com.
Mit Linken leben, Schnellroda 2017

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften in Gießen und Hamburg. Er arbeitet als Lektor und Übersetzer.
Derek Turner: *Sea Changes*, Dresden 2018 (Übersetzung)

Claus Wolfschlag, 1966, Kunstgeschichtler und Historiker, hat über das »antifaschistische Milieu« promoviert, arbeitet als freier Publizist.
Bye-Bye '68. Renegaten der Linken, APO-Abweichler und allerlei Querdenker berichten, Graz-Stuttgart 1998

»Aber der blutet mir ja den Teppich voll!«

von Bernard Lugan

Schon vor dem berühmten Mai 1968, im frühen Frühjahr bereits, prallten gewalttätige »linksextremistische« Gruppen und militante nationalistische Bewegungen (im wesentlichen Occident und Action française) in Paris aufeinander. Der Mai selbst mit seinen »revolutionären« Studentenkrawallen rund um die Sorbonne war dabei aus rechter Sicht nur ein Intermezzo: Es kam auch danach quasi täglich zu Straßenkämpfen. Sie fanden ihren Höhepunkt in vier besonders gewalttätigen Schlachten: in Nanterre am 16. Februar 1970, in der Universität Panthéon-Assas (ebenfalls im Februar, während der Rückeroberung des Gebäudes), am Bahnhof Saint-Lazare im November und im Palais des Sports de Paris am 9. März 1971. Dabei beherrschten die Linken aller Strömungen die Straße. Die Kämpfe häuften sich und wurden immer gewalttätiger, mit einem Wort: »professioneller«. Wir entschieden, unseren Ordnungsdienst entsprechend auszubauen und gründeten die »Commissaires d’Action française«, als deren Verantwortlicher ich eingesetzt wurde. Unser Freikorps war 80 Mann stark und von einem Tag auf den anderen mobilisierbar, in Teilen sogar innerhalb einer Stunde. Dazu kamen 50 »Reservisten«. Die Truppe war in vier Einheiten gegliedert, deren Mitglieder nach ihrem Wohnort zugeteilt.

Die Mannschaft Paris Ost wurde von Stephen Roche geführt, der heute ein großes Unternehmen leitet. Jene von Paris Zentrum wurde von einer Doppelspitze geführt, von Pierre B., Erbe eines der größten französischen Verlagshäuser, und Philippe Lomont, der später an der Ausbildung des Panzerkorps der saudischen Armee teilnehmen sollte. Paris West hatte als Kopf Alain Sanders, einen zukünftigen Journalisten und Schriftsteller. Diesen drei Einheiten *intra muros* schloß sich die der Hauts-de-Seine an, dessen harter Kern von der Gruppe Saint-Cloud gebildet wurde und dessen Chef, Jacques L., später den Kleinkrieg bei den Spähern der rhodesischen Armee anführen durfte.

Unsere *Commissaires* waren zugleich Korsaren und Musketiere. Man praktizierte französisches Boxen und bastelte an »organischen Konstruktionen« à la Charles Maurras, war also immer im »Wehrgang des Festungswalles«, denn die Kämpfe reihten sich aneinander – wie an jenem Tag im Januar 1969, an dem das Programm mit einer Schlägerei an der Sorbonne begann, gefolgt von einem Zusammenstoß in Censier, der übergangslos in eine »muskulöse« Verteilung von Flugblättern im Lycée Voltaire mündete, denn der Übergang war eine »Attacke« im Universitätsrestaurant »Le Mazet«. Es ging mit einer großen Schlacht auf dem place de l’Odéon weiter – und das Ende dieses »sportlichen« Tages bildete ein Aufeinandertreffen am Bahnhof von Saint-Lazare, und zwar gegen mehrere hundert Linksextremisten.

Einige Aktionen endeten im Krankenhaus oder in Untersuchungshaft und führten zu Verurteilungen und Gefängnisstrafen – eine harte Schule, aber: sehr lehrreich!

Der nebenstehende Text ist der Neuerscheinung *Mai 68 vu d’en face* (Paris 2018, Éditions Balland) des französischen Historikers Bernard Lugan entnommen, der noch in diesem Jahr als *kaplaken*-Band in deutscher Sprache erscheint. Wir danken Autor und Verlag für die Abdruckgenehmigung. Die Übersetzung besorgte Louise Feldt. Informationen zu Lugan: bernardlugan.blogspot.de

Das Kopiergerät lief die ganze Nacht, und das Ergebnis konnte sich sehen lassen: Ein Flugblatt mit dem Titel »Gegen die Hunnen, alles auf zu den Katalaunischen Feldern!«, das die »opiumsüchtigen Weicheier« anprangerte (wir waren nicht gerade zimperlich), konnte am Morgen des 16. Januar 1970 auf dem Campus von Nanterre verteilt werden – er war von Linken aus allen Pariser Fakultäten besetzt worden ...

Um 8.30 Uhr versammeln wir uns – 16 Mann – am Bahnhof Nanterre-La Folie. Die Gruppe macht sich auf den Weg, entlang der tristen Mauer, die die Bahngleise säumt. Gleich zu Beginn läuft unsere Aktion aus dem Ruder, da unsere provokanten Flugblätter die Wut einer Masse weckt, die anwächst und uns entgegenströmt; uns bleibt keine Wahl, wir müssen die geisteswissenschaftliche Fakultät sofort wieder aufgeben und uns in die juristische Fakultät zurückziehen. Die Bolschewiken haben inzwischen Zeit gehabt, uns zu zählen: 16 leichtsinnige »Faschisten«, mit denen sie kurzen Prozeß machen würden. Sie zögern allerdings etwas: Bedeutet so eine kleine Zahl Abenteurer inmitten hunderter Gegner nicht eine Falle? Warten die »schwarzen Horden« nicht irgendwo im Hinterhalt, um sich auf die Freiheitsliebenden zu stürzen? Es werden also Späher ausgeschildet, die das Gebiet umrunden: ganz offensichtlich – wirklich nur 16. Die Stunde des Lynchens ist nahe.

Hinter die großen Glasfenster der juristischen Fakultät zurückgezogen, sehen wir die mit Pfählen, Eisenstangen und Haken bewaffnete Horde kommen. Die Mitglieder der juristischen Studenten-Korporation, deren Hauptaktivität die Organisation des Juristen-Balles ist, flehen uns an zu gehen, da wir die Katastrophe auf ihr bis dahin verschontes Gebäude zögen. Sie zeigen uns sogar einen diskreten Ausgang.



Uns zurückziehen, wo doch unsere Spezialität der Angriff einer gegen zehn ist? Das kommt gar nicht in Frage. Aber: Heute sind es wohl eher einer gegen hundert ... Deshalb räumen wir den Eingangsbereich, nicht ohne vorher die Möblierung der Halle am Fuße der Treppe zu einer großen Barrikade aufzutürmen, auf der wir die Fahne der Action Française Paris hissen, schwarz mit weißem Kreuz und vergoldeter weißer Lilie. Sie ziert heute mein Büro.

Wir entscheiden uns in dem Augenblick zum Angriff, als die Spitze der Horde die Glastüren zersplittern läßt, und der Rest sich drängt, um auch an die Reihe zu kommen. Auf diesen Augenblick wartend, haben wir uns in einer Reihe aufgestellt und das alte Lied der napoleonischen Garde angestimmt: *J'aime l'oignon frit à l'huile*. Dann marschieren wir langsam und schneidig in Richtung der Typen, die damit beschäftigt sind, die Glastüren der juristischen Fakultät zu zerstören. Ein Unbekannter gesellt sich zu uns: »Was für eine Haltung, ich gehöre zu euch!« Wir sind nun also 17.

Auf den Champs-Élysées kurz vor dem Kontakt mit den CRS. Links mit Lederjacke der Autor dieses Buches; im Vordergrund im Profil, Bernard Lhomme.

Wir haben nicht die Zeit, uns zu beglückwünschen, denn erstaunt, daß das Wild sie angreift, statt davonzulaufen, zögern die Linken für einen Augenblick. Befehl zum Angriff: Unsere Schlagstöcke fahren nieder, die Nunchakus kreisen ... und die Bolschewiken ziehen sich zurück. Doch dann gehen sie zum Angriff über. Ich falte die Fahne und schiebe sie unter meinen Gürtel, dann ziehen wir uns an den Fuß der Treppe zurück, schließlich in den ersten Stock, von wo aus wir die vom Haß trunkene Masse mit Metalbechern, Wandtafeln für den Unterricht und allem, was uns in die Hand fällt, bombardieren. Freilich nutzlos, da die Flut der Linken bereits die Treppe hinaufschwappt. Es ist also dringend geboten, einen ausreichend schmalen Korridor zu finden, um den Effekt der Masse der Angreifer zu egalisieren und eine Frontlinie zu bilden. Wir finden ihn im zweiten Stock, wo Alain Sanders sich einer Schultafel auf Rädern bemächtigt, die uns als Schild dient, denn nun greift man uns mit Schleudern an. Ein neuerlicher Nahkampf entwickelt sich, bei dem Alain im Gesicht und am Schädel verletzt wird. Er blutet heftig und wird halb bewußtlos.



Die Reserve im Inneren des Palais des Sports. Die Spatenstiele sind der entscheidende Vorteil während des zweiten Angriffs.

Wir gewinnen einige Minuten, dank Vincent L., der eine Kiste mit Neonröhren entdeckt hat, eine beachtliche Waffe. Aus der Deckung der Tafel hervorbrechend, werfen wir uns in den Gegenangriff, indem wir die Neonröhren auf den Helmen der Bolschos zersplittern lassen. Im Rückzug erreichen wir einen gebogenen Korridor, im Grunde eine Sackgasse, die im Büro des Dekans V. mündet. Alle Ausgänge der Fakultät sind blockiert. Wir sitzen in der Falle. Wir brechen also die Tür auf und dringen in den Salon des Dekans ein. Unser Verletzter wird auf den Boden gelegt, als der Dekan, zögernd die Tür seines Büros öffnend, stammelt: »Aber der blutet mir ja den Teppich voll!«

Eine Serie von Flüchen ist die Antwort auf diesen schlechten Scherz. Ich bedeute dem gediegenen Juristen, zurück in sein Büro zu gehen ... und er gehorcht! Den Vorteil ausnutzend, deklariere ich: »Betrachten Sie sich als unsere Geisel!«, und nehme mir sein Telefon.

Am anderen Ende des Drahtes antwortet mir unser Verantwortlicher, daß er, was durchaus offensichtlich ist, nicht in der Lage sei, Verstärkung zu schicken, um uns dort herauszuhauen. Es liegt also an uns, zu improvisieren. Priorität hat zunächst einmal die Evakuierung Alains, der immer stärker blutet. Es gelingt einem Rettungswagen, sich durch die Untergeschosse der Fakultät, die noch nicht erobert sind, hindurchzufädeln, und die Verbringung des Verletzten zum Krankenhaus läuft ohne große Probleme ab. Um sich unserer zu entledigen, will der Dekan uns überzeugen,

daß wir das Gebäude verlassen könnten. Aus dem Fenster seines Büros zeige ich ihm, wie draußen Hunderte Demonstranten brüllend unsere Köpfe fordern. Wenn wir hinausgingen, wäre uns der Lynchmord sicher. Zur gleichen Zeit sperrt die mobile Gendarmerie den Campus ab, doch die Verantwortlichen der Universität gestatten nicht, daß sie das Gelände betreten. Die Regierung will einen neuerlichen Aufstand vermeiden, und der Dekan will nicht derjenige sein, der die Ordnungskräfte auf seinen Campus gelassen hat. Liebenswürdige Leute ...

Ich verhandle am Telefon mit dem Polizeikommissar, der die Operation leitet. Er weiß, was uns erwartet, wenn wir in die Hände der Tollwütigen fallen, und antwortet bedauernd, daß er für unsere Sicherheit erst garantieren kann, sobald wir den Gürtel um den Campus verlassen haben, daß er aber nicht im Inneren dieses Gürtels eingreifen wird. Ich kann ihm zwar immer wieder sagen, daß dies unterlassene Hilfeleistung an in Gefahr befindlichen Personen ist, doch es nützt am Ende nichts.

Wie sollen wir uns entscheiden? Wenn wir bleiben, werden wir am Ende geschnappt, doch wenn wir hinausgehen, haben wir nur geringe Chancen, bis zum Zaun zu kommen, und das quer durch die wütende Masse. Dafür müßten wir etwa 250 Meter zurücklegen, bis zum Eingang des Campus, entlang des Parkplatzes, der die geisteswissenschaftliche Fakultät von der juristischen Fakultät trennt. Ich stelle die Entscheidung zur Wahl, und sage, daß ich dafür plädiere, einen Ausbruch zu versuchen. Einstimmigkeit für meinen Vorschlag!

Von der Feigheit des Dekans angeekelt, schlägt uns ein Angestellter der Fakultät folgenden Plan vor: Er würde uns über den Heizungskeller bis zu einer metallernen Versorgungstür bringen, die dazu dient, die Schläuche für die Heizölversorgung einzulassen, und die auf den Vorplatz hinausführt. Niemand würde davon ausgehen, daß wir dort hinauskämen.

Schweigend gehen wir im Gänsemarsch durch das Dunkel und sammeln uns hinter der Tür. Die letzten Absprachen werden getroffen: Mit Öffnung der Tür werden wir alle auf einmal hinausstürmen, »Tötet! Tötet!« schreien, um die Gegner abzuschrecken, und dann vor allem aufpassen, daß niemand in die Hände der Bolschewiken gerät. Durch eine kleine Öffnung beobachten wir die Situation draußen. Der Zeitpunkt ist günstig, denn die Linken stehen nun den Gendarmen gegenüber, und die Spannung steigt ... Die Entschlossensten sind schon in unmittelbarem Kontakt mit den Ordnungskräften, wir müssen durch diesen Schwachpunkt hindurch. Wir müssen dieses Loch ausnutzen. Ich öffne die Türe und wir stürzen uns auf die Masse, die wir von hinten durchqueren, Stück für Stück, mehrere verletzte Linke hinter uns lassend. Endlich erreichen wir die ersten Linien der Bolschewiken. Eingekeilt zwischen die Gendarmen und uns flüchten sie ...

Nie waren uns die Uniformen der Gendarmen so sympathisch. Die blaue Sperre öffnet sich, ich durchquere sie, schaue nach hinten und achte darauf, daß kein Kamerad in den Händen der Horde bleibt. Ein *Capitaine* spricht mich an:

»Wo sind die anderen?«

»Ich bin der letzte.«

»Und dafür sind wir so zahlreich hierhergekommen? Da können Sie sich aber brüsten, so ein schönes Theater angerichtet zu haben.«

Die Gratulationen halten nicht lange an, und laufend erreichen wir die Station Nanterre-La-Folie, wo wir in den ersten ein-fahrenden Zug springen, der nach Paris fährt. Wir kommen gerade wieder zu Atem, als der Kontrolleur uns ansteuert: Damals wurden die Fahrkarten in den Vorortzügen noch kontrolliert. Seiner Forderung »Fahrkarten, bitte!« folgt ein schallendes Gelächter. Verblüfft konstatiert der brave Beamte, daß das Lachen von einer Gruppe kommt, mit der man besser nicht in Streit gerät ... ■





Die Baader-Meinhof-Bildermaschine: Die RAF im Film

von Martin Lichtmesz

»Die mythische Aura, in die die RAF sich von Beginn an gehüllt hat, war vielleicht der entscheidendste Teil ihrer Wirkungsgeschichte«, schreibt Gerd Koenen in seiner fesselnden Studie zu den »Urszenen des deutschen Terrorismus«, *Vesper, Ensslin, Baader* (2003): »Schon die Namensgebung griff tief ins Arsenal der deutschen Schreckensbilder und ließ an den apokalyptischen ›Blitz‹ der britischen Bomber wie das tellurische ›Urrah‹ der Rotarmisten denken. Damit setzte die RAF eine mit historischen Assoziationen überfrachtete Bildermaschine in Gang, die bis heute nicht zum Stillstand gekommen ist und sich der kollektiven Erinnerung dauerhaft eingepreßt hat.« Als sich Andreas Baader und seine Komplizen 1968 wegen Brandstiftung in einem Frankfurter Kaufhaus vor Gericht zu verantworten hatten, »traten sie wie eine Künstlertruppe in einem Stück oder Film auf, in dem sie die Regisseure, Drehbuchautoren und Schauspieler zugleich waren, dessen Bühne und technische Ausrüstung die großen Medien lieferten und zu dessen Komparsen das Publikum drinnen und draußen gehörte ... Baader gab mit bewährter Attitüde den Belmondo oder Brando, nach einem Text von Genet oder Bukowski. Und Gudrun war die Muse und große Liebende, nicht ohne eigene literarische Ambitionen, irgendwo zwischen Lasker-Schüler, Luxemburg und auch der Sagan.« Sie waren Produkte der »neuen«, antiautoritären Linken der sechziger Jahre, die von den ideologisch strammeren K-Gruppen als *jeunesse dorée* verachtet wurden, als Bürgerkinder, die sich vor allem »aus dem Milieu der Künstler, der Bildung, der Bohème und der Kultur« (Bernd Rabehl) rekrutiert und einer Form der »politischen Romantik« ergeben hatten. Diese rasch im Kulturbetrieb der BRD tonangebende Schicht hat schließlich auch dafür gesorgt, daß die bis heute andauernde Präsenz und Verklärung des Phänomens RAF sichergestellt wurde. Ein nicht geringer Teil der aus der Kulturrevolution hervorgegangenen Filmemacher, Literaten und Intellektuellen sah in Baader-Meinhof abtrünniges Fleisch vom eigenen Fleisch, und in ihrer Agenda eine – wie so oft in der Geschichte des Kommunismus – ursprünglich »gute« Sache, die schrecklich schiefgelaufen war. Vor allem jene Filme, die seit dem »deutschen Herbst« entstanden sind, waren zum überwiegenden Teil Versuche der Linken, dem RAF-Trauma eine Deutung und eine Rechtfertigung zu geben.

Die Verbindung zum Milieu der Filmemacher bestand von Anfang an. Die 1966 in West-Berlin eröffnete Deutsche Film- und Fernsehakademie (dffb) wurde bald zu einem wichtigen Brennpunkt der Studentenbewegung. In zahlreichen Agitprop-Filmchen wurden der Vietnam-Krieg und der »Kapitalismus« angeprangert, Demos und Straßenschlachten dokumentiert, aber auch schon Guerilla-Kriege spielerisch inszeniert. Den Vogel schoß Holger Meins mit dem Kurzfilm *Wie baue ich einen Molotowcocktail?* ab, der mehr oder weniger offen zur Brandstiftung an dem Verlagshaus von Springer in Berlin aufrief, das nach dem Attentat auf

»Ohne Kommune oder Studentenrevolte hätte Baader den Weg eines Zuhälters, Dealers oder Heiratschwindlers genommen, falls ihn nicht der Film entdeckt hätte, um einen modernen Helden aus ihm zu machen.«

Bernd Rabehl: *Linke Gewalt* (2007).

»Keiner im linken Lager grenzte sich so rigoros von den Aktionen der RAF ab wie die Genossen der K-Gruppen. Verächtlich sprachen wir in Anspielung auf ein Urteil, das Karl Marx im 18. *Brumaire* über die bürgerlichen Umstürzler im lumpenproletarischen Mäntelchen prägte, von der *jeunesse dorée*, die sich ins Schlepptau der Baader-Meinhof-Bande nehmen ließ. Ich erinnere mich noch an den physiognomisch wahrnehmbaren Ekel, mit dem Jürgen Hollemann von der Warte des Politbüros aus den Begriff *jeunesse dorée* aussprach.«

Helmut Lethen: *Suche nach dem Handorakel* (2012).



»Das ist nicht mehr kryptofaschistisch, nicht mehr faschistoid, das ist nackter Faschismus. Verhetzung, Lüge, Dreck. (...) Die Überschrift »Baader-Meinhof-Gruppe mordet weiter« ist eine Aufforderung zur Lynchjustiz. Millionen, für die *Bild* die einzige Informationsquelle ist, werden auf diese Weise mit verfälschten Informationen versorgt.«

Heinrich Böll: »Will Ulrike Gnade oder freies Geleit?« (1972).

Rudi Dutschke von einem aufgeputzten Mob in einen wahren Kriegsschauplatz verwandelt wurde – eine Attacke auf die »Lügenpresse«, die um ein Vielfaches extremer ausfiel als irgendein von PEGIDA skandierter Slogan.

Die »Lügenpresse« war auch Thema des Romanpamphlets *Die verlorene Ehre der Katharina Blum* mit dem vollmundigen Untertitel »Wie Gewalt entstehen und wohin sie führen kann« von Heinrich Böll, der »freies Geleit« für Ulrike Meinhof gefordert hatte. 1975 wurde es von Volker Schlöndorff und Margarethe von Trotta verfilmt: Eine Frau verbringt eine Nacht mit einem attraktiven Fremden, nichtsahnend, daß es sich dabei um einen mutmaßlichen Terroristen handelt. Von der Polizei verdächtigt und von der Presse als linksextrêmes »Flittchen« diffamiert, findet sich Katharina Blum unversehens als geächtetes Freiwild in einer Welt voller sexistischer Kryptofaschisten wieder. Am Ende erschießt sie zur Genugtuung des Zuschauers einen besonders widerlichen Vertreter der »Lügenpresse«. Auf dessen Begräbnis hält der Verlagschef des Hetzblattes (angelehnt an die *BILD*-Zeitung) eine heuchlerische Rede: »Wehret den Anfängen«, mahnt er, denn hier sei ein Anschlag auf die »Pressefreiheit«, die »freiheitlich-demokratische Grundordnung« und den »Pluralismus« verübt worden. Das erinnert nicht von ungefähr an die Rhetorik, mit der heute die Kritiker der Lügen-, Lücken- und Lumpenpresse denunziert werden, mit dem klitzekleinen Unterschied, daß PEGIDA und »Rechtspopulisten« keine Bomben werfen und Menschen töten. Das verkorkste Rühr- und Haßstück log nach typisch linker Manier die Täter zu Opfern und Passionsfiguren um.

Zu einer solchen Passionsfigur wurde auch Holger Meins stilisiert. Der talentierte Kunststudent gehörte dem legendären »ersten Jahrgang« der dffb (1966/67) an, der sich rasch politisch radikalisierte. Sein Studienkollege Gerd Conradt drehte 2001 den wohl besten Film über die Genese eines RAF-Täters, *Starbuck – Holger Meins*, der allerdings in die übliche verklärend-nostalgische Watte gepackt wurde. Der Terrorist erscheint hier als sensibler, etwas neurotischer Mensch mit einem hochentwickelten Gerechtigkeitsempfinden, der auf die falsche Bahn gerät und zum Opfer brutaler Staatsgewalt wird. Meins starb 1974 in Haft an den Folgen eines Hungerstreiks; der Anwalt Siegfried Haag sagte aus, daß die Gefängnisleitung entscheidende medizinische Hilfe verweigert hätte. An Meins' Grab ballte der von den Toten auferstandene Rudi Dutschke die Faust: »Holger, der Kampf geht weiter!« Die »Internationale« wurde gesungen, Transparente mit dem Konterfei des neuen Heiligen der Bewegung hochgehalten. Damit war ein »mobilisierender Mythos« geboren, verdichtet im Photo von Meins' abgemagerter Leiche, perspektivisch verzerrt, ein Ecce-Homo-Bildnis, das Gläubige stärkte und Apostel erweckte. Sein Tod beschleunigte die Formierung der »zweiten Generation«, die nur mehr um ein einziges Thema kreiste: die »politischen Gefangenen« zu befreien und vor dem angeblich drohenden »Staatsmord« zu retten. Birgit Hogefeld, Leitkader der »dritten Generation«, berichtet über das Erweckungserlebnis, das ihr dieses Bild bereitet hatte: »...weil der ausgemergelte Mensch so viel Ähnlichkeiten mit KZ-Häftlingen, den Toten von Auschwitz hatte ...«

Damit wurde jener fatale Mythos wirksam, der bis heute die »große Erzählung« der Bundesrepublik konstituiert, geboren aus dem Trauma von nationalsozialistischer Herrschaft, Krieg, Genozid, totaler Niederlage, gefiltert durch das Siegenarrativ der alliierten »Umerziehung«, unterfüttert mit den Lehren des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Er vereinte die gesamte Linke und gab ihr die moralische Legitimation wie auch das gute Gewissen, wenn sie zur Gewaltanwendung übergang. Eng damit verknüpft war die Frontstellung gegen die Elterngeneration (insbesondere die besiegten, schuldigen, unzulänglichen oder abwesenden Väter), die Empörung über die Unterdrückung der Dritten Welt, die Begeisterung für den Kommunismus, und schließlich die Wendung gegen den US-Imperialismus, mit dem sich die Väter verbündet hatten. Dem Staat, in dem sich immer noch die Verantwortlichen für den millionenfachen Judenmord an der Macht befanden, war man keine Rechenschaft schuldig; im Gegenteil, jegliche »antifaschistische« Gewalt rechtfertigte sich durch »Auschwitz«, was von Ulrike Meinhof auf eine para-

doxe Spitze getrieben wurde, als sie die Geiselnahmen und Morde der palästinensischen Terrorgruppe »Schwarzer September« während der Olympischen Spiele in München 1972 als verdiente Antwort auf den »Nazi-Faschismus Israels« feierte. Die RAF-Häftlinge wurden in ihren eigenen wie in den Augen ihrer Anhänger zu KZ-Insassen, gefoltert durch Isolationshaft im modernisierten Mini-Auschwitz von Stammheim. Um diesen Opfermythos aufrechtzuerhalten, mußte allerdings die Geschichte der RAF verfälscht werden.

Ein Beispiel ist *Die bleierne Zeit* (1981) von Margarethe von Trotta. Barbara Sukowa spielte eine von kaltem Zorn getriebene, intellektuelle Linksterroristin, die Gudrun Ensslin nachgebildet ist. Bereinigt von deren mondäner Erotik, wurde auch die entscheidende Rolle ihres Liebhabers Andreas Baader, dem sie sexuell verfallen war, eliminiert, sodaß Gudrun/Marianne als stoische, »feministische« Einzelkämpferin erscheint. Zusätzlich taucht eine Schwester Ensslins auf, die wohl als eine Art Alter Ego der Regisseurin fungiert. Diese Redakteurin einer *Emma*-artigen Zeitschrift steht der Militanz ihrer Schwester ablehnend gegenüber, teilt jedoch im wesentlichen ihre politischen Ziele, in einem Deutschland, das als grau, verödet, freudlos und menschenleer gezeigt wird. Nach dem angeblichen Selbstmord ihrer Schwester im Gefängnis gewinnt sie zunehmend die Überzeugung, daß diese in Wahrheit vom Staat getötet wurde. Bezeichnenderweise blendet der Film die Morde und Gewalttaten der RAF völlig aus. Opfer sind im Film allerdings etliche zu sehen. In einer Schlüsselszene sehen die jungen Schwestern in der Schule den Filmessay *Nacht und Nebel* (1955) von Alain Resnais. Angesichts der Leichenberge von Buchenwald und Bergen-Belsen ergreift Gudrun/Marianne physische Übelkeit; der erste Same auf ihrem Weg zum Linksradikalismus ist gesät. Später wird Mariannes Leiche mit einem grotesk verzerrten Gesicht gezeigt, das deutlich an die zuvor gezeigten KZ-Leichen erinnert. Und als Juliane am Ende den kleinen Sohn ihrer Schwester in Gewahrsam nimmt, ist sein Körper von Brandwunden entstellt, die ihm ein Unbekannter zugefügt hat, der offenbar das »Terroristenkind« umbringen wollte (der deutsche Wikipedia-Artikel zu dem Film spricht seltsamerweise von einem »kleinbürgerlichen Mob«, dem er zum Opfer gefallen sei). Als das Kind ein Bild der Mutter zerreißt, sagt ihm Juliane: »Du hast Unrecht. Deine Mutter war eine außergewöhnliche Frau. Ich werde dir von ihr erzählen.«

In Markus Imhoofs freier Verfilmung von Bernward Vespers Romanfragment *Die Reise* (CH 1985) wird wiederum der kleine Bernward zum Prügelopfer seiner Mitschüler, weil er Sohn des nunmehr verfeimten NS-Dichters Will Vesper ist. Imhoof verfuhr mit seinem Stoff ähnlich wie Trotta oder Reinhard Hauff in *Stammheim* (1985): glättend, destillierend, idealisierend, wenn auch gedämpft durch die Unterkühltheit des Autorenfilmstils. Vesper nahm sich 1971 in einem drogeninduzierten psychotischen Zustand das Leben; Imhoof läßt ihn zu einem Showdown gegen die Polizei antreten, die das nun leere Haus seines Nazi-Vaters umstellt hat. Sowohl in Trottas als auch in Imhoofs Film firmierten steife, autoritäre Patriarchen als Schurken, die bei beklemmenden gemeinsamen Mahlzeiten über ihren verdrucksten Familien thronen.

Unendlich differenzierter fiel Andreas Veiels *Wer wenn nicht wir* (2011) aus. Der Film konzentriert sich auf die Beziehung zwischen Gudrun Ensslin und Bernward Vesper, die 1961 in Tübingen beginnt. Veiel betont stark die Rolle der sexuellen Experimente im explosiven Gesamtcocktail. Er zeigt auch die Schizophrenie der Frühzeit des Paares, als dieses einerseits mit einem linksprogressiven Verlag reüssieren, andererseits eine Gesamtausgabe der Werke von Will Vesper herausgeben wollte und weiterhin Kontakte in die deutschnationale Szene pflegte. Die Väter der beiden werden weniger klischiert als in den Vorgängerfilmen porträtiert; beide vertraten Varianten des deutschen Protestantismus, Vesper mit seiner germanisch-nationalen Reichsromantik, der Pfarrer Helmut Ensslin, Anhänger der NS-kritischen »Bekennenden Kirche«, hingegen eher die pietistisch-gesinnungsethische Version, die von seiner Tochter radikalisiert wurde, und von der eine direkte Linie zu Dorothee Sölle oder Margot Käßmann führt.



»Für mich ist *Wer wenn nicht wir* ein sehr gegenwärtiger Film. Es ist ja kein Film über Terrorismus, sondern über politisches Aufbegehren. Terrorismus nach Art der RAF wird sich hierzulande nicht wiederholen, aber einen radikalisierten politischen Widerstand halte ich in einigen Jahren durchaus für möglich. Und zwar aus Ecken, in denen man ihn nicht erwartet.«

Andreas Veiel, *Spiegel-Interview* vom 18. Februar 2011.

»Dieser Film wurde gedreht, um das Bruchstück Wahrheit, das wir in diesem Barbaren, der ein Barbar geblieben ist, in den Himmel und die Erde einzubrennen. Sie haben es hier nicht mit einem Menschen zu tun. Sie sehen die irdischen Überreste eines Menschen, der nicht mehr existiert, und der niemals als Mensch existiert hat.«

Thomas Harlan zu seinem Team in dem Dokumentarfilm *Notre Nazi* (1984).

»Ich mache natürlich aus meinem Vater nicht mehr als es ist. Es ist eben meiner, und nur das ist mir wichtig: Ich fange bei mir an – aus. Es ist ein heiß geliebter Mensch. Aber ich habe schon etwas gesehen, er verantwortet sich nicht. Ich habe immer gedacht, daß ich mich nicht von der Tatsache weich machen lassen darf, zu sagen: Aber, ich liebe ihn doch und deswegen –. Ich habe immer versucht, daß mir das nicht passiert, daß ich mich menschlich benehme, wenn es zunächst mal darum ging, etwas Unmenschliches auch so festzustellen, wie es ist.«

Thomas Harlan: *Wandersplitter* (2007).

»In dem Film *Die Reise* nach dem autobiografischen Roman von Bernhard Vesper ist sein Vater ein repressives Monster, jähzornig, unberechenbar, gefühllos. Wenn man aber den Briefwechsel der beiden liest, spürt man eine Fürsorglichkeit und Zärtlichkeit, die mit diesem Bild überhaupt nicht übereinstimmt. Da habe ich gemerkt, warum Bernhard diesen Menschen nicht einfach abstreifen kann: Er hat ihn geliebt.«

Andreas Veiel, *Schwäbisches Tagblatt* vom 9. März 2011.

Der labile Vesper, gehört von dem virilen Baader, der Gudrun-Bonnies Clyde wurde, erscheint als schuldstolzer »Nationalmasochist«. Mit Begeisterung hört er sich eine anti-weiße Tirade des »Black Panther«-Führers Stokely Carmichael an. Als er ihm anbietet, seine Reden in Deutschland herauszubringen, antwortet Carmichael: »Ich werde dir sagen, was du tun kannst: Geh nach Hause, bring deine weißen Eltern um und häng dich auf.« Worauf Vesper, begierig als »guter« Weißer anerkannt zu werden, antwortet: »Sie reden von der Gefahr eines neuen Genozids in den USA. In Deutschland wissen wir, was das bedeutet. Die Deutschen haben Millionen Juden getötet, mein Vater war einer der Befürworter des Völkermords, und jetzt töten sie in Deutschland Studenten und andere, die gegen sie sind. Wir kämpfen beide den gleichen Kampf.« Als Bernhard von seiner Mutter erfährt, daß er nur gezeugt wurde, weil der Führer sich Kinder für das deutsche Volk gewünscht hatte, also mehr oder weniger Hitler der Grund für seine Existenz ist, begeht er einen Selbstmordversuch.

Ein von der Erbschuld eines prominenten »Nazi-Vaters« Heimgesuchter war auch der 1929 geborene Thomas Harlan, Sohn Veit Harlans, der unter anderem den antisemitischen Film *Jud Süß* (1940) inszeniert hatte. Es war Thomas Harlan gelungen, für seinen Film *Wundkanal* (1984) einen waschechten NS-Kriegsverbrecher als Darsteller zu engagieren. Der im Schauspiel unerfahrene Alfred Filbert, der in Weißrußland und Litauen SS-Einsatzgruppen geleitet hatte und 1964 zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden war (die 1975 aus gesundheitlichen Gründen aufgehoben wurde), spielt in diesem bizarren Werk einen ehemaligen SS-Kommandanten, der von einem RAF-ähnlichen Kommando entführt wurde, und nun in einem bunkerartigen Raum von den flüsternden Stimmen unsichtbarer Sprecher verhört, psychologisch gequält und zu Geständnissen gezwungen wird. Harlan teilt im Vorspann mit, daß dieser »Dr. Selbert« nicht nur für den Mord an »mehr als fünf Millionen polnischen, deutschen, griechischen, sowjetischen, russischen, tschechischen, slowakischen Bürgern« gesucht werde, sondern auch für die »sogenannten Selbstmorde im Gefängnis Stammheim« verantwortlich sei.

Der von Schuldgefühlen zerfressene Harlan nährte bis ins hohe Alter eine verzehrende Haßliebe auf seinen Vater. Der NS-Massenmörder, den er auch hinter den Kulissen einem zornigen Psychoterror unterzog und gar physisch bedrängte, diente offensichtlich als Stellvertreter für den wenig reumütigen Vater, der hier zum Bekenntnis der verdrängten Schuld getrieben, schließlich gedemütigt und bestraft wird. Überraschenderweise wirkt Filbert gebrechlich, passiv, verwundbar, dümmlich und von beginnender Senilität umschattet, was den selbstgerechten Sadismus Harlans noch deutlicher hervortreten läßt.

Den bislang vergleichsweise besten Film über die RAF drehten am Ende nicht die Autorenfilmer. Die von Uli Edel inszenierte Bernd-Eichinger-Produktion *Der Baader-Meinhof-Komplex* (2008) war eine rasante Geisterbahnfahrt durch die rote Walpurgisnacht, wie schon der *Der Untergang* (2004) etikettiert mit der Suggestion, daß sich alles »genau so« zugetragen habe. Diesmal sah man endlich auch die blutenden und verstümmelten Opfer der RAF, und sie selbst als zynische Kriminelle und fanatische Psychowracks, was aber letzten Endes ihrem Glamour nur wenig Abbruch tat. »Mehr Heldenverehrung geht nicht!«, protestierte Meinhofs Tochter Bettina Röhl. Gewiß, der Film zeigte den Größenwahn, den amerikanisierten Hedonismus, die Paranoia, die hypermoralischen Rechtfertigungen des Kopfschußhumanismus. Gegen den Leinwandappeal des »coolen Killers«, des souveränen, sexy Helden mit der Waffe in der Hand, einem ewigen Urbild des Kinos, ist jedoch kein Kraut gewachsen. Weit entfernt davon, die Faszination der RAF-»Ikonen« zu hinterfragen oder gegen den Strich zu bürsten, gefiel sich der Film in der Fleißarbeit ihrer detailgetreuen Nachinszenierung.

Keiner dieser Filme wurde dem Drama und seinen Protagonisten wirklich gerecht. Vergleicht man etwa Veiels Film mit dem stupenden Material, das Gerd Koenen in *Vesper, Ensslin, Baader* meisterhaft aufbereitet hat, dann wird deutlich, wie wenig der Stoff bislang in seiner Tiefe filmisch ausgelotet wurde. Auch Veiel gelang es nicht, die brisante innere Spannung seiner Figuren deutlich und nachvollziehbar zu machen. Daß

es sich hier um einen verspäteten Aufstand gegen den Nationalsozialismus und seine »Kontinuitäten« gehandelt hat, war zwar Teil ihrer Legitimationsgeschichte, reicht als Erklärung aber kaum aus. Man müsste sich ein Epos verzweigter und vielschichtiger deutscher »Familienromane« denken, die tief in die nationale Geschichte eingebettet sind, und vielleicht nur dann richtig verstanden werden können, wenn man in ihnen nach spezifisch *deutschen* Pathologien und Dispositionen sucht.

Kratzt man an der Oberfläche der ideologischen Maske der RAF, so kommt vielleicht tatsächlich zum Vorschein, was Hans-Jürgen Syberberg 1978 schrieb: »Deutschland wurde seelisch enterbt und enteignet, was nicht soziologisch, gesellschaftspolitisch zu rechtfertigen war, wurde verschwiegen. (...) Während fleißiger Lektionen in Sachen Rationalismus und Materialismus haben sie eine ihrer wichtigsten Traditionen, den verfluchten Hauptstrang ihres Wesens verdrängt, den Nazis kampflos zugeschoben, ihn mit dem Fluch des Faschismus belegt. Es ist die lange Geschichte des Irrationalismus, und was dazu gehört. Und damit alles, was Mystik ist, Sturm und Drang, große Teile der Klassik, die Romantik, Nietzsche, Wagner und den Expressionismus und letztlich ihre Musik und Teile des Besten, was sie hatten, abgetreten, verschoben, verdrängt.«

Hier war der eigentliche Subtext des deutschen Terrorismus zu suchen: »Wir leben in einem Land ohne Heimat. Alle stehen erschrocken und staunend da, vor dem Ausbruch dessen, was wir den Terrorismus nennen, manche klatschen auch, und oft nicht einmal die Schlechtesten, klatschen für Bombenleger und Mörder von seiten Intellektueller, heimlich oder laut, und sie wissen oft gar nicht warum.«

Und im Hinblick auf die Filmemacher: »Eine tiefe Ohnmacht der Mittel wird uns bewußt vor der Frage, dies alles darzustellen, nämlich warum wohl das alles? Dies Erschrecken, dieser Ausbruch? Ist es nicht auch etwas wie die Explosion des verdrängten deutschen Irrationalismus? Der dumpfe, unbewußte Aufschrei eines kranken Volkes ohne Identität? So viel Unterdrückung eigener Tradition und seines Wesens mußte Aggressionen hervorrufen, auf deutsche Weise radikal und fanatisch.«

Wie so viele deutsche Romantiker und Idealisten bewegten sich auch die Protagonisten der RAF in einer »Geschichte von Liebe, Traum und Tod« (um es mit einem Buchtitel von Will Vesper zu sagen), in der Vietnam, Palästina, »Auschwitz, Dresden und Hamburg«, die »Weltrevolution«, die »Verdammten dieser Erde«, die »Pigs« des »Systems«, der Schah von Persien, der »Faschismus« und schließlich auch »Stammheim« selbst zu Projektionsflächen eines wahnhaften »gesamtgesellschaftlichen Psychodramas« wurden, in dem nach Gerd Koenen das Gespenst des Nationalsozialismus »zu den schrillen Klängen und Tänzen kulturrevolutionärer Riten« exorziert werden sollte.

Aber da war noch mehr, nämlich ein un- oder halbbewußter Aufstand gegen die Besatzer eines vaterlosen Vaterlandes: »Die deutschen Volksmassen verwandelten sich im Diskurs der RAF zunehmend in ›Kolonisierte‹, denen unter der alliierten Okkupation seit 1945 durch ›Gehirnwäsche‹ und eine ›Politik des Hungers‹ ihre ›Identität‹ geraubt worden war, nicht anders als den Menschen in Südkorea oder Südvietnam.« Die RAF wurde damit zu einer imaginären Avantgarde »des Befreiungskampfs aller unterdrückten Völker«, an deren Wesen die Welt genesen sollte. Dabei entsprach sie am Ende ziemlich genau jener »schrecklichen Zutat« der »deutschen Seele«, die Joachim Fernau 1966 in seinem Buch *Disteln für Hagen* anhand der Gestalt Hagens exemplifizierte: Typisch deutsch sei das Leben »in der reinen, der tödlich leeren Idee. In der Idee als Ersatz für die Frau, die er nicht hat, für das Kind, das er nicht wünscht, für die Liebe, die er nicht braucht, für das Lachen, das er nicht kennt, für das Genießen der Gegenwart, die für ihn eine Zeitvergeudung für die Zukunft ist. Die Kälte, die Hagen verbreitet, ist die Kälte eines Lebens im luftleeren Raum der Idee. [...] ›Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen‹ – das ist das Dynamit, das Hagen mit sich herumträgt, das ist das *Circulus-vitiosus*-Bekenntnis, das von *ihm* stammen könnte. Keiner kann der Idee so treu sein wie der Deutsche. Wo die Idee fehlt, schafft er sie. Wo das nicht möglich ist, ist er nicht treu.« Die Ehre der RAF, so wiederum Gerd Koenen, »hieß Treue – zu sich, zur RAF. Es war ein Kampf ohne bestimmten Inhalt, buchstäblich um alles oder nichts.« ■

»Wer warum in den bewaffneten Untergrund gegangen ist, und wer nicht, das beruht auf einem Ursachendickicht, das niemand völlig durchschaut und in dem sicher auch Zufälle eine große Rolle spielen. Man kann manches im Werdegang von Bernward Vesper und Gudrun Ensslin aus der Psychologie der Elternhäuser erklären, manches mit dem Versuch, die Körper aus dem starren Korsett der fünfziger Jahre zu befreien. Aber es gibt auch einen offenen Rest, der sich der Erklärung entzieht: ein Geheimnis, wenn man so will.«

Andreas Veiel, *Schwäbisches Tagblatt* vom 9. März 2011.

»Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) spielte eine der Jenenser Urburschenschaft vergleichbare Rolle als nationalrevolutionärer Initiator. Der zu Beginn der 70er Jahre sich bildende Waffen-SDS (Rote Armee-Fraktion) setzte die Tradition eines Karl Sand, eines Major von Schill und eines ernsthaften Waffenstudententums fort. In der tragischen Ermordung des Arbeitgeberpräsidenten Hans-Martin Schleyer traf der Waffen-SDS einen SS-Mann, der die Position der nationalrevolutionären Volksgemeinschaft zugunsten derjenigen des Anführers eines Klassenkampfverbandes verraten hatte.«

Horst Mahler, Reinhold Oberlercher, Günter Maschke: »Kanonische Erklärung zur Bewegung von 1968« (1998).



»Kritische Erziehungswissenschaft« nach 1968 oder Sisyphos und »das Neue«

von Caroline Sommerfeld

Siegfried Bernfeld, 1892 in Galizien geborener Freudianer und Marxist und Mitglied im »Bund der entschiedenen Schulreformer«, erregte 1925 mit der Schrift *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung* einiges Aufsehen in der reformpädagogischen Zunft.

Das neue »Evangelium« der Reformpädagogen seit der Jahrhundertwende, Pädagogik »vom Kinde aus« und in liebevoller Hinneigung zum Kind zu betreiben, hält Bernfeld für trivial: »Ich lese es gern und übe es willig. Aber daß dieses zweckrationaler wäre als die Haßpädagogik, das ist unrichtig. Es ist zumindest nicht entschieden. Daß es neu wäre, ist sicher unrichtig. Beide Formen sind Konstanten. Unvermeidliche.«

Bernfeld ist ein schrecklicher Pessimist. Das, was sich der Erzieher vornehme, sei unmöglich, hat Niklas Luhmann einmal lapidar festgestellt. Diese Feststellung hätte auch von Siegfried Bernfeld stammen können. Wer Freud gelesen hat, muß desillusioniert sein über die Steuerungsmöglichkeiten des Erziehers an der Seele des Zöglings. Wer Marx gelesen hat, muß desillusioniert sein über die Formungsmöglichkeiten des Erziehers am sozialen Milieu des Zöglings. Zugriff verweigert.

Bernfeld ist ein schrecklicher Realist. Seinen Genossen schreibt er ins Stammbuch, daß es auf den einzelnen nicht ankomme, wenn man Erziehung sozialistisch entwerfe: »Denn eine sozialistische Ordnung wird wissen, daß sie jene Maßnahme durchzuführen hat, die ihr einen gewünschten Erfolg bei sagen wir 80 Prozent der ihr unterworfenen Kinder garantiert. Sie ist gar nicht interessiert, wessen Sprößlinge unter dieser Mehrzahl, wessen unter der unbeeinflusst gebliebenen Gruppe der Minorität sich befinden werden.«

Dies könnten die Genossen ja noch schlucken, gehen sie doch davon aus, daß die Erziehung eine Frage des Umbaus der ganzen Gesellschaft sein müsse, und nicht bloß der pädagogischen Institutionen. Doch Bernfeld schneidet noch tiefer ins Mark der Marxisten, denn ihm drängt sich »hier der Vergleich mit der Strategie auf, die – Verwirrung und Unheil genug – sozialistische Methoden der Menschentötung verwendet, in einer Ordnung, die für friedlichere und sympathischere Zwecke die mörderischen Mittel der Haßgesellschaft Kapitalismus eingeführt hat.«

Sozialistische Erziehungsmaßnahmen verhalten sich ähnlich wie die (natürlich allein dem Kapitalismus abgeschauten) Mordmaßnahmen der Bolschewisten: dem »friedlicheren und sympathischeren Zwecke« wird der ein oder andere einzelne geopfert.

Man müßte annehmen, daß dieser Mann, der die bisherige Pädagogik für das Werk des Sisyphos hält, und schonungslos die Grenzen der Neuen Erziehung zieht, falsches Futter für Utopisten ist. Doch wie geschieht Bernfeld? Er wird von Klaus Mollenhauer entdeckt. Mollenhauer, 1927 geboren, Angehöriger der Flakhelfergeneration, verfaßt 1969 das Grundlagenwerk *Erziehung und Emanzipation*. Mollenhauer geht von Bernfelds Feststellung aus, jede Erziehung sei »in Bezug auf die erziehende Gesell-

»Eine freundliche Pessimistin höre ich jetzt sagen, ja wozu haben wir dann Schulen? Laßt sie uns zerstören, ersetzen durch diese prächtige, einleuchtende Methode der organischen Rekapitulation und libidinösen Identifikation? – Bravo! Er war wirklich richtig ausgesprochen, dieser Fremdwörter-Vierzack! Gehrtes Fräulein, Sie sind zu optimistisch, Sie müssen ganz durchhalten mit dem Pessimismus und einsehen, daß das leider, leider nicht mehr möglich ist, seit jene gräßliche Geschichte in der Menschheitsgeschichte vorgefallen ist, die Sie besser in Freuds *Totem und Tabu* nachlesen.«

Siegfried Bernfeld: *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung* (1925), 2. Auflage 1967.



© picture-alliance / dpa, Fotograf: Wilhelm Leuschner

»Wir sollten jetzt abends so lange aufbleiben, bis wir von alleine umfielen. Niemand sollte uns mehr zwingen, ins Bett zu gehen. Eine gewissen Verdrecktheit war angesagt. Wir sollten laut, rücksichtslos, aggressiv auftreten, Nachbarn stören und auf keinen Fall ›Bitte‹ oder ›Danke‹ sagen.«

Bettina Röhl: Die RAF hat Euch lieb, 2018.

schaft konservativ organisiert; in Bezug auf die Machtendenzen der erziehenden Gruppe intensivierend (ausbreitend, vermehrend).«

Erziehung reproduziere also immer die herrschenden Verhältnisse, weil dies im Interesse der Machterhaltung der Herrschenden liege. »Die soziale Funktion der Erziehung ist (...) nicht allein Konservierung im Sinne der Reproduktion des Erreichten, sondern Konservierung im Sinne der Verhinderung eines Neuen.«

Auf der Buchrückseite des von Mollenhauer bei Suhrkamp herausgegebenen bernfeldschen *Sisyphos* liest man 1973: »Bernfeld macht Marx und Freud zu ›Schutzpatronen der neuen Erziehungswissenschaft‹. Er will, wenn möglich, den Determinismus der Vererbungslehre, der Konstitutionsforschung, der Psychoanalyse, des Darwinismus und der Klassenlage überwinden.« »Wenn möglich?« Eher wohl unmöglich, eher wohl: »Konstanten. Unvermeidliche.« Die Kritische Erziehungswissenschaft hätte es wissen können.

Hat sie aber nicht. Unter der Bezeichnung »Kritische Erziehungswissenschaft« entstand ab 1960 in erstaunlich kurzer Zeit eine extrem einflußreiche Pädagogik, die bis heute subtil durchwirkt. Kein Studium der Erziehungswissenschaft, kein staatlicher Rahmenlehrplan, kein freizeitpädagogisches Projekt und kein Elternratgeber kommen ohne ihre Hintergrundannahmen aus. Der Freudomarxismus der Exilanten der »Frankfurter Schule«, die Pädagogik des amerikanischen Pragmatisten John Dewey und der »Behavioristen« sowie die »sozialistische Pädagogik« und ebenfalls behavioristische Psychologie der Sowjetunion bildeten nach 1945 eine lagerübergreifend alliierte Umerziehungsidee.

»Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. Sie geht so sehr jeglicher anderen voraus, daß ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen«, lautete Theodor W. Adornos dogmatische Setzung von 1966. Der Gründungsmythos der Kritischen Erziehungswissenschaft ist Auschwitz. Danach kann nur noch alles Neue besser als alles Alte sein – der neue Mensch muß erschaffen werden und mit ihm die neue Gesellschaft.

Der Pädagogikprofessor Helmwart Hierdeis fährt noch 1987 das Vollprogramm dessen auf, was »Kritische Erziehungswissenschaft« will: die »Utopie von der gerechten, repressionsfreien und glücklichen Gesellschaft mündiger, weil emanzipierter Individuen« zu verwirklichen. Der konservative Erziehungswissenschaftler Wolfgang Brezinka hat sich 1972 über die *Pädagogik der Neuen Linken* hergemacht, und sie nach Strich und Faden zerlegt. Ihrer Wirkmächtigkeit tat dies keinen Abbruch. Ich will im folgenden aus dem Programm von Hierdeis fünf zentrale Stichworte herausgreifen

Erstes Stichwort: Utopie

Kritische Erziehungswissenschaft geht von einem normativen Endzustand der Gesellschaft aus: der Utopie der Herrschaftsfreiheit, in der nicht länger die Kinder von der überflüssigen Autorität der Erwachsenen, die Lohnabhängigen vom Kapital, die Entwicklungsländer von der Vormundschaft der Industrienationen unterdrückt werden. Kinder sind in jeder Gesellschaft massenhaft vorhanden und greifbar, der Rest der Utopie ist nur auf dem Wege einer echten Revolution zu erzwingen. Das ist der Grund, weshalb sich die Sozialrevolutionäre ausgerechnet die Pädagogik auswählen. Die »radikale Umwandlung der Gesellschaftsordnung«, so hat man linkerseits spätestens seit Kriegsende mit Mao Tse-Tungs Hilfe erkannt, kann nicht direkt ausgelöst werden, sondern nur auf dem Umweg über den »kulturellen Apparat«. »Unauffällig, schleichend und unter der Maske einer höheren Moral« (Brezinka) bricht sich die Kulturrevolution Bahn. Die Utopie erfüllt hierbei eine doppelte Funktion: Einerseits ist sie die normative Kritikfolie, vor der alles Bestehende keinen Bestand mehr haben kann. Andererseits kann man revolutionäre Stimmung schüren durch die »Taktik der moralischen Überbietung«: Wenn in der utopischen Gesellschaft der Mensch erst seine Menschlichkeit wiedererlangt (Karl Marx), sich erst dann wirklich »selbstbestimmen« kann, weckt dieses Fernziel zugleich Naherwartungen. Hier und jetzt muß ein kleines Stück weit der Utopie vorgegriffen werden.

»Auch das Leben von meiner Schwester und mir wurde jetzt revolutioniert. Meine Haare wurden nicht mehr gekämmt. Schon gar nicht wurden wir als Mädchen zurechtgemacht, das sei alles reaktionär und verkrüppelte Mädchen gewissermaßen seelisch. Das sei die alte Erziehung, mit der Kinder zu autoritätshörigen Mitgliedern der Gesellschaft abgerichtet würden.«

Bettina Röhl: *Die RAF hat Euch lieb*, 2018.

Zweites Stichwort: repressionsfrei

Was bietet sich da besseres an als das Kind, das in einer wilden Mischung aus Rousseau und Freud »ganz bei sich selbst« ist? »Selbstbestimmung« wird in der Kritischen Pädagogik utopisch und regressiv aufgefaßt. Die Neue Linke verwendet das Wort »Selbstbestimmungsfähigkeit« anders, als wir es aus der Stoa, dem Christentum, der Aufklärung und der Deutschen Klassik gewöhnt sind. Die Fähigkeit, *sich selbst* zu beherrschen, die Selbstbezogenheit, die Triebe zu überwinden und sich dem Sittengesetz als Erwachsener zu unterwerfen, gilt als »bürgerlich« und »repressiv«. »Selbstbestimmt« ist hingegen, wer im Sinne des negativen Freiheitsbegriffs *frei von* Zwängen, Herrschaft, Macht und Autorität lebt.

Der Begriff der »Repression«, vom Freudianer Herbert Marcuse gekonnt in die linke Nachkriegssoziologie eingeführt, diente zur Beschreibung auch noch der demokratischsten Gesellschaft. Falls diese auf den ersten »bürgerlichen« Blick ziemlich tolerant erscheinen sollte, handelt es sich eben um »repressive Toleranz«. Wir sind alle fremdbestimmt, da können wir uns noch so sehr für autonome Individuen halten. Der Witz an diesem Trick, mit dem wir alle zu Objekten befreiungspädagogischer Pläne werden, ist: »Selbstbestimmt« wird reduziert auf das Gegenteil von »fremdbestimmt«. Kleine Kinder, die sich in einem antiautoritären Kinderladen »selbstbestimmt« mit Farbe und Kacke beschmieren dürfen, sind – es hat sie gegeben! – die *ad nauseam* herbeizitierte Karikatur. »Schülerselbstverwaltung« und »partizipatorische Angebote« und Kurse zur »Selbstbestimmung für Mädchen«, die heute in staatlichen Schulen normal sind, zehren jedoch noch immer von exakt demselben Repressionsbegriff der Kritischen Pädagogik.

Drittes Stichwort: Mündigkeit

Von »Erziehung zur Mündigkeit« sprach Adorno 1969. »Mündigkeit« erfuhr eine ähnliche Umdeutung – auch »linguistische Therapie« (Marcuse) genannt – wie »Selbstbestimmung« und »Demokratie«. Mit Kants »Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit« hatte sie bald nur noch den Namen gemein. Das Kritisieren aller »Autoritäten« galt als siche-

res Mittel zum Erwerb der »Mündigkeit«. Diese wurde als psychische Disposition dazu vorgestellt, die Gesellschaft wie sie ist, radikaler Herrschaftskritik zu unterziehen und am Ziel einer Gesellschaft wie sie sein soll, mitzuarbeiten. »Mündig« im Sinne des »mündigen Bürgers« kann in der bestehenden Ordnung kein Mensch mehr sein, vielmehr erweist er sich erst als »mündig«, wenn und nur wenn er die autoritären Zusammenhänge durchschaut hat und überwinden will. »Durchschauen«, »Entlarven« und »Kritisieren« von Repression wird ineingesetzt mit Rationalität überhaupt. Adorno selber war indes einen Tick klüger als seine Adepten von der kritischen Pädagogenfront: »Die Art, in der man zu einem autonomen, also mündigen Menschen wird, ist nicht einfach das Aufmucken gegen jede Art von Autorität«. Schließlich hatte er Hegels Herr-Knecht-Dialektik im Handgepäck dabei.

Viertes Stichwort: emanzipiert

Klaus Mollenhauer verband 1973 den marxistischen Begriff »Emanzipation« mit Habermas' später in der »Theorie des kommunikativen Handelns« ausgefalteten Kommunikations-Utopie. »Erziehung muß verstanden werden als ein kommunikatives Handeln, dessen Ziel darin liegt, eine Kommunikationsstruktur zu etablieren, die den Erwerb von Fähigkeiten zum Diskurs ermöglicht (...) praktischen Fortschritt, Kampf gegen diskurseinschränkende Bedingungen«. Das Problem dabei: Der Emanzipationsbegriff ist *per se* negativ bestimmt als »Emanzipation von Zwängen«. Die »emanzipierte Persönlichkeit«, das utopische Ideal aller kritischen Pädagogen, ist das negative Ideal eines Menschen, der mit der Tradition gebrochen hat, der die in seiner Gesellschaft geltenden Wertungen und Normen ablehnt, der sich jeder Verpflichtung entzieht, die von den herrschenden Autoritätsträgern ausgeht. Wie soll ein solcher *ex negativo* bestimmter Mensch hin zu einem herrschaftsfreien Diskurs erzogen werden? Da dies nicht gelingen kann, blieb die »emanzipatorische Pädagogik« dort stecken, wo man Kindern im »Kinderkollektiv« ganz konkret das Aufmucken, Kaputtmachen und Zungerausrecken beibringen konnte. Das »Beibringen« allerdings weist auf das Paradox linker Erziehung zur »Selbstbestimmung« hin: Einer muß es tun. Einer muß Einfluß ausüben, lenken, die Kinder dazu kriegen, ganz sie selbst sein zu wollen – denn von sich aus sind Kinder ausgesprochen »bürgerlich«: Sie wollen zu Erwachsenen aufschauen und nicht »diskurseinschränkende Bedingungen« erkennen. Auf die Idee, sich jetzt schon (und nicht erst in typisch adoleszenter Renitenz) von den Erwachsenen emanzipieren zu wollen, kommen Kinder einfach nicht von allein.

»Dieses oberflächliche neuerungssüchtige Gesindel / das seine Stiefel nicht zuendeträgt / seine Bücher nicht ausliest / seine Gedanken wieder vergißt. Das ist die natürliche Hoffnung der Welt / und wenn sie es nicht ist / so ist / alles Neue besser als alles Alte.«

Bertolt Brecht: *Alles Neue ist besser als alles Alte*, 1929.

»Erst in den sechziger Jahren taucht das »oberflächliche Gesindel« wieder auf. Hatte der Tiefsinn der Väter ins Verderben geführt, so war das Vergessen des Alten »die natürliche Hoffnung der Welt / und wenn sie es nicht ist / so ist / alles Neue besser als alles Alte.«

Helmut Lethen: »Fern vom Untergrund«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte*, 1/2007.

Fünftes Stichwort: Individuen

Die »Kritische Erziehungswissenschaft« hängt auch hier in einem Paradox fest. Einerseits strebt sie mit der »klassenlosen Gesellschaft« als kommunistischer Utopie ein ausgesprochen kollektivistisches Gesellschaftsmodell an. Andererseits birgt sie vor überschwenglichen befreiungstheologischen Individualitätsphantasien bis hin zu freien »egozentrischen Orgasmuserfahrungen« (Brezinka). Wie läßt sich dieses Paradox lösen?

Brezinka hat 1971 etwas ziemlich Hellsichtiges gesagt: Man erkenne beim genaueren Hinschauen eine »Doppelstrategie« der Pädagogik der Neuen Linken. Sie wollten *sowohl* »emanzipatorische« und »antiautoritäre« *als auch* die »sozialistische« Erziehung eines totalitären Gesinnungsstaates. Bloß sind die Adressaten zu unterscheiden, und man muß die Zeitachse achten:

Für die Bevölkerung, insbesondere deren liberale Führungsschicht, wird die Forderung nach »antiautoritärer« oder »nichtrepressiver« Erziehung erhoben. Diese Forderung trifft auf eine »Einstellung, die in der individualistischen Massendemokratie ohnehin bereits vorherrscht«: Der Erzieher soll auf Wertungen, Durchsetzung und Haltung verzichten und das Kind sich »individuell entwickeln« lassen. Wertungsunsicherheit und Führungsschwäche werden dabei kurzerhand als pädagogische Tugenden aufgeputzt.

»Für die große Mehrheit der Bevölkerung wird die Pädagogik der Neuen Linken während der ersten Phase der Kulturrevolution, die wir derzeit [in den 1970er Jahren, C.S.] erleben, in der Form der emanzipatorischen Pädagogik wirksam«. Aber: »Für die eigenen Anhänger wird

schon längst eine autoritäre ›sozialistische Erziehung‹ empfohlen«. Denn in ein Autoritätsvakuum kann ein perfekter Gestaltungsplan für eine neue autoritäre Gesellschaftsform hineinstoßen.

Aus dieser Stichwortanalyse läßt sich zweierlei ableiten. Einerseits – zum Abkühlen –, daß das »Neue« an der »Pädagogik der Neuen Linken« einer systemischen Gesetzmäßigkeit folgt. Das Neue, Destruktive, Überwindende ist der Normalfall der Erziehung. Andererseits – zum Aufheizen –, daß wir es in der Gegenwart mit der von Brezinka vorausgesehenen totalitären Entwicklung zu tun haben und uns etwas Neues einfallen lassen müssen.

In einem Sammelband über den postmodernen Topos der »erstarrten Zeit« diagnostizierte der Erziehungswissenschaftler Konrad Wünsche Ende der Achtzigerjahre von der Warte des Zuschauers den historischen Schiffbruch der Neuen Linken: geschichtsphilosophisches Denken ist die grundsätzliche Antwort auf ein Strukturproblem der Erziehung.

Jedes Kind ist neu, und jede Erziehung beginnt am Nullpunkt des individuellen Säuglings. Weil aber nun einmal akkumulierte pädagogische Erfahrung verloren wäre, wenn der Gestaltwerdungszyklus bloß einmal durchlaufen wäre, muß sich diese Erfahrung verstetigen, als Muster »die Gegenwart überwinden«. Also wird Erziehung geschichtlich zeitgreifend, und das Kind wird zum Medium dieser Geschichte. »Die Appelle der pädagogischen Bewegung trieben immer wieder Versuche voran, einen verfluchten Zustand der Gesellschaft nach dem anderen vom Kind überschreiten zu lassen. Die Gedanken der Väter dagegen gehörten der Welt an, die es zu destruieren galt.«

Die Kritische Erziehungswissenschaft nach 1968 verkörpert diese Innovationsdrift in reiner Form: eine reinweg verfluchte Gesellschaft, ein reinzuhaltendes Kind, reinrassige Naziväter. Klingt zu perfekt, um wahr zu sein für ein historisches Großexperiment zum »Neuen Menschen«.

»Die Welt, die es zu destruieren galt« hat unter diesen Experimentalbedingungen nicht überlebt. Brezinkas »erste Phase der Kulturrevolution« sollte sich sehr lange hinziehen. Der von linker Pädagogik anvisierte totalitäre »Gesinnungsstaat« ist kein ostblocksozialistischer geworden. Stattdessen hat der permissive Kurs der »Demokratisierung« und Maximierung von Freiheits- und Gleichheitsansprüchen in einer zunehmend globalisierten liberalen Gesellschaft dasselbe Geschäft erledigt. Wir haben es gegenwärtig nicht mehr mit den Vokabeln »Utopie«, »repressionsfrei«, »Mündigkeit« und »emanzipierten Individuen« zu tun, aber mit dem kulturmarxistischen Denkrahmen, dem sie entstammen.

Heute liest sich Pädagogik so: »Allerdings werden sie [Geschichtserzählungen, C.S.] unter neuen methodischen Vorzeichen, insbesondere im Zusammenhang mit Multiperspektivität, Gegenwartsbezug, Selbstreflexion sowie Re-Konstruktion und De-Konstruktion thematisiert. (...) Die Basiskonzepte ›Macht‹ und ›Diversität‹ werden etwa durch die Frage tangiert, wer die Möglichkeit besitzt, gesellschaftliche Situationen auf welche Weise zu verändern. (...) Zentral sind dabei so genannte »Schlüsselprobleme«, die durch ihre Dauerhaftigkeit geprägt sind, vor allem: Globalisierung, Ressourcenverteilung, Migration, Ökologie, Krieg und Frieden und die Gleichberechtigung der Geschlechter.« (Lehrplan Österreich, Geschichte AHS Unterstufe 2016)

Die »Kritische Erziehungswissenschaft« hat uns rundum ausgestattet mit Methoden der »Ideologiekritik« und Anleitungen zum »kritischen Hinterfragen von Herrschaftssprache«. Sollten wir wagen, den Spieß umzudrehen, und nun unsererseits auf sie als etablierte Ideologie losgehen? Dazu müßten wir unter anderen zu Siegfried Bernfeld zurückkehren, denn dort ist pädagogische Machttheorie ohne Sozialutopie zu finden. Wenn Erziehung »in Bezug auf die erziehende Gesellschaft konservativ organisiert; in Bezug auf die Macht Tendenzen der erziehenden Gruppe intensivierend (ausbreitend, vermehrend)« ist, gilt es, dem Einhalt zu gebieten. Dann sind wir nicht länger »konservativ«, denn die durch zwei Generationen Erziehungspraxis intensivierten Macht Tendenzen liegen längst gut konserviert aufseiten der vormaligen Progressiven. Erziehungstheorie hat, Konrad Wünsche zufolge, immer die geschichtsphilosophische Devise: »Fasse Mut zur Mitträgerschaft geschichtlicher Bewegungen!« Na dann nur zu! Erste Aufgabe: Kritisieren wir die Propagandasprache des linken Erziehungsstaats. ■

Literaturhinweise:

Theodor W. Adorno: *Erziehung zur Mündigkeit*, Frankfurt a.M. 1971, 26. Auflage 2017;

Siegfried Bernfeld: *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung*, Frankfurt a.M. 1973;

Wolfgang Brezinka: *Die Pädagogik der Neuen Linken*, München u. Basel 1972;

Helmwart Hierdeis: »Von einer unkritischen zur Kritischen Theorie«, in: H.F. Paffrath (Hrsg.): *Kritische Theorie und Pädagogik in der Gegenwart. Aspekte und Perspektiven der Auseinandersetzung*. Weinheim 1987, S. 97–114;

Klaus Mollenhauer: *Erziehung und Emanzipation. Polemische Skizzen*, München 1973;

Konrad Wünsche: »Die Endlichkeit der pädagogischen Bewegung«, in: Dietmar Kamper, Christoph Wulff (Hrsg.): *Die sterbende Zeit. Zwanzig Diagnosen*, Darmstadt u. Neuwied 1987.

Der »Prozeß der Wiedergeburt« 1968 – Frühlingserwachen in Prag

von Benedikt Kaiser

Am Morgen des 21. August 1968 notierte der deutsche Schriftsteller Erwin Strittmatter fassungslos in sein Tagebuch, daß die Tschechoslowakei in der Nacht von Truppen des Warschauer Paktes besetzt worden war. Er, der einstmals so viel Hoffnung in einen deutschen respektive osteuropäischen Weg zum Sozialismus setzte, befand sich inzwischen im Status politischer Niedergeschlagenheit. War der Tyrann Stalin auch 1953 gestorben – sein Geist, das unterstrich der Einmarsch der Sowjettruppen samt Verbündeter, lebte weiter in den Militär- und Parteibürokratien der Moskauer Einflußzone. Ein Grauen war dies für alle Gegner des Regimes, aber auch für alle einstigen Sympathisanten, denen die Aussicht auf ein besseres Morgen ausgerechnet von den ehemaligen Genossen und gerade nicht durch kapitalistische Antagonisten des Westens genommen wurde. Strittmatter – zu diesem Zeitpunkt noch Sozialist und sich dem Mutterschiff des sowjetischen »Wir« zugehörig fühlend – zeigte sich konsterniert, »wie mittelalterlich der ganze Stalinismus ist«, der vor allem in Prag einem alternativ-sozialen Aufbruch ein Ende setzte: »Wir, die Glaubenden, sind die Engel, die Denkenden sind die Ketzer und die andere Ansichten haben als wir – sind die Teufel.« Es war dies eine Feststellung, die auf jedes totalitäre System zutrifft – was man gewiß auch vor 1968 schon wissen konnte. Doch den Grad der Enttäuschung Strittmatters und vieler anderer Sozialisten versteht man nur, wenn man in die Stimmung der Aufbruchzeit um 1968 eintaucht, die unter dem Signum »Prager Frühling« firmiert. Der Wirkungsschwerpunkt dieser Stimmung war zwar explizit die tschechoslowakische Hauptstadt Prag, sie strahlte aber ebenso nach Ost-Berlin und Warschau, nach Budapest und Belgrad aus – und wurde gerade deshalb so rücksichtslos durch die russische Breschnew-Führung und ihre neostalinistischen Kader in der mittel- und osteuropäischen Staatenwelt bekämpft.

Dabei ist evident, daß Ereignisse, die sich vollziehen, vorher geistig bereits Form annehmen müssen. In modernen Gesellschaften wird, in Anlehnung an Antonio Gramscis Hegemonietheorie, ein Kampf um Begriffe und Deutungshoheiten ausgetragen. Für jede grundlegend argumentierende Gruppe ist es unverzichtbar, vor einem politischen Wechsel die Deutungsmacht über Begrifflichkeiten und inhaltliche Schwerpunktlagen zu gewinnen. Die »kulturelle Hegemonie« geht der »politischen Hegemonie« und realer politischer Gestaltungsmacht voraus, und ebendieser Wandel in der Mentalität des Volkes, zunächst über Akzentverschiebungen im vorpolitischen Raum, vollzog sich in der Tschechoslowakei zugunsten der später als Reformen bezeichneten Interessengruppen in den Jahren vor der Zäsur von 1968.

Ein Beispiel für die Prä-68-Umwälzung der politisch-ideologischen Vorstellungen ist Ján Kadárs Film *Obžalovaný* (*Der Angeklagte*, fertiggestellt 1964), in dem ein hoffnungsfroher Sozialist, der die Theorie der

»[...] seit jener Nacht vom 20. auf den 21. August 1968, als die sowjetischen Panzer unsere Hoffnung auf eine Erneuerung des Sozialismus zunichte machten. In jener Nacht, so schien mir, hatten Hunderttausende von Kommunisten das Gefühl, daß unsere Kämpfe für eine bessere Welt ihren Sinn verloren.«

Jiří Pelikán: *Ein Frühling, der nie zu Ende geht*, S. 11.

»Der 21. August 1968 war der Anfang vom Ende des Kommunismus in Ostmitteleuropa.«

Angelika Ebbinghaus: *Das Jahr 1968 in Ost und West*, S. 10.

Gerechtigkeit und der freien Gesellschaft ernst nimmt, mit dem Systemapparat zusammenstößt und begreifen lernt, daß Parteimoral und Regimezynismus den »Verrat der Revolution«, nicht aber ihre Verwirklichung bedeuten. Ein Skript, das einen an Erwin Strittmatters Roman *Ole Bienkopp* erinnern läßt, das interessanterweise zur selben Zeit wie *Obžalovaný* entstand und ebenfalls den Kampf eines an Ideale glaubenden Sozialisten gegen die Windmühlen des realen Bürokratenregimes plastisch darstellt.

Ein weiteres Beispiel stellt die Franz-Kafka-Konferenz im Mai 1963 in Liblice dar. In der Nähe von Prag konferierten Literaturwissenschaftler zum Werk des Prager Schriftstellers, der für die kommunistische Nomenklatura bis dahin – und auch darüber hinaus – ein bourgeois-individualistisches rotes Tuch verkörperte. Eduard Goldstücker betonte einen den Ost-West-Gegensatz überwindenden Geist, der Kafkas Werk inne wohne. Das war in Zeiten des Antonín Novotný-Regimes (1957–1986) eine explizite Provokation, die nur davon übertroffen wurde, daß über Entfremdung und die Genese des Selbst in der sozialistischen Gesellschaft debattiert wurde, ja daß von Goldstücker Kafka gegen illusionäres Denken und »-ismus«-Ausrichtung in Stellung gebracht wurde – eine unverkennbare Kritik der real existierenden sozialistischen Depravation. Dies wurde inner- und außerhalb der Tschechoslowakei durchaus so wahrgenommen. Alfred Kurella, graue Eminenz der DDR-Kulturfunktionäre, griff beispielsweise die Prager Intellektuellen im Ostberliner *Sonntag* scharf an. Die Konferenz von Liblice sei »nicht die Schwalbe eines Frühlings, sondern eine Fledermaus« – die Wendung vom Frühling als Metapher für Aufbruch und Neubeginn im sozialistischen Osten war also damals schon in Grundzügen bekannt.

Auch jenseits der Literatursphäre war einiges in Bewegung. Um den Prager Philosophen Radovan Richta entwickelte eine Forschungsgruppe ein reformsozialistisches Bild einer neuen Gesellschaft, deren Genese sich auf Basis einer wissenschaftlich-technischen Revolution vollziehen würde. Mit Marx über Marx hinaus – das führte Richta zur These, daß die materielle Basis der Gesellschaft sich aufgrund der rasant wandelnden Produktionsverhältnisse im Rahmen des technischen Fortschritts in bisher unvorstellbarer Weise verändern würde. Die Folge wäre die Selbstermächtigung des Menschen, eine Revolution der Lebensverhältnisse, vor allem aber der Arbeitswelt. Richta formulierte in seinem 1966 veröffentlichten *Richta-Report* (dt. 1971) die heute mehr denn je aktuelle These, daß Automatisierung in Folge des Wandels der Arbeitswelt nicht nur die Mehrzahl der Arbeitsplätze überflüssig werden, sondern auch eine neue Schicht von Wissenschaftlern und Experten entstehen ließe, die in verantwortliche Position gelangte, weil sie über das nötige Know-how verfügte, den neuartigen Produktionsprozeß zu beherrschen. Richta hat in diesem Kontext sozialistische, wissenschaftliche und kybernetische Elemente miteinander verwoben; er legte damit im »Bereich der Gesellschaftstheorie« die »wichtigste Programmschrift des Prager Frühlings« (Martin Schulze Wessel) vor.

Der »Sozialismus mit menschlichem Antlitz«, der zum geflügelten Wort werden sollte, wurde im übrigen von ebenjenem Radovan Richta kreiert, der indessen nach 1968 zu den reaktionär-partekommunistischen Restauratoren überlief.

Neben den literarischen (Kadár), kulturellen (Kafka-Konferenz) und gesellschaftskritischen Ebenen (*Richta-Report*) ist als viertes Fallbeispiel (unter vielen weiteren) für die metapolitische Resonanzraumverschiebung in der tschechoslowakischen Hemisphäre die Forschungsleistung Ota Šiks anzuführen, der wirtschaftstheoretisch an einer hegemonialen Wende im sozialistischen Diskurs arbeitete. Der angesehene Ökonom war Direktor des Akademie-Instituts für Wirtschaftswissenschaften, aber auch Mitglied des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, so daß er selbst eine Schnittstelle von Theorie und Praxis verkörperte. Es war Šik, der nach dem Scheitern des Prager Frühlings das Schlagwort vom »Dritten Weg« (jenseits von Kapitalismus und sowjetisch-bürokratischem Sozialismus) popularisierte. Vor 1968 konnte er einige Jahre lang umfassend an Reformplänen arbeiten, weil Antonin Novotný, sein Freund aus Jugendtagen, Partei- und Staatschef geworden war und ihn zu Reformen »von oben« animierte. Šik ging darüber hinaus, wob Marktmechanis-

»Richta spielte damals unter den »Progressivisten« eine bedeutende Rolle: Er war der Ideologe der ferneren Zukunft des Kommunismus und der wissenschaftlich-technischen Revolution, und er war der eigentliche Schöpfer des Slogans »Sozialismus mit menschlichem Antlitz«. [...] Wie wandelte sich Richta aber im Jahr 1969? Er stellte eine jämmerliche Mischung von Niedertracht und Feigheit zur Schau.«

Zdeněk Mlynář: *Nachtfrost*, S. 170.

men («Ware-Geld-Beziehungen») in die starre Wirtschaftsauffassung der KP-Kreise ein, versuchte eine Erneuerung des Sozialismus durch eine behutsame Schritt-für-Schritt-Wende herbeizuführen – und wurde von Arbeitern wie Journalisten bei diesem ambitionierten, geschichtsträchtigen Vorhaben euphorisch begleitet. Im Juni 1966 erreichte Šiks Bemühung einen Höhepunkt, als er auf dem Parteitag vor über 2000 Gästen – der nominellen Elite der CSSR plus Breschnew – gegen Nivellierung und ideologischen Egalitarismus wetterte und umfassende Reformen einforderte.

Nach diesem Parteitag wurden Šiks Arbeiten kritischer gewertet: Novotný war der Weg, den Šik einforderte, politisch unangenehm, und von Breschnew kamen deutlich unzufriedene Signale. Im Januar 1968 mußte Novotný dann zunächst als Parteichef und im März auch als Staatschef zurücktreten: Selbst die Hardliner sahen, daß er dem Volk nicht länger vermittelbar war, und dementsprechend senkte auch Breschnew seinen Daumen. Und so kam noch einmal, für die Spanne des Prager Frühlings unter Dubčeks Führung, Šiks Stunde: Seine Ideen wurden hegemonial in Medien und Politik – er tourte mit Vorträgen durch Fabriken und Betriebe, das Aktionsprogramm vom April atmete erkennbar Šiks Geist, und die darin geforderte Erhöhung der Produktivität der Wirtschaft war folgerichtig an eine Abkehr von egalitären Grundsätzen gekoppelt, wobei die sozialistische Ordnung durch Mitarbeiterbeteiligung und marktwirtschaftliche Elemente deutlich verändert werden sollte.

Die Besetzung der Tschechoslowakei im August 1968 erlebte Šik in Belgrad, er wurde in Abwesenheit durch Partei-Orthodoxie seiner Ämter enthoben. Šik ging ins Schweizer Exil, wo er eine Professur erhielt. Einer der maßgeblichen Wortführer des fundamentalen Wandels war damit Ende 1968 politisch unschädlich gemacht. Die bleibende und beispielhafte Leistung war jedoch die Veränderung der Grundstimmungen der Gesellschaft von 1960 bis 1968; eine Kärnnerarbeit metapolitischen Bemühens in Universität, Medien und Betrieben, die den Prager Frühling überhaupt ermöglichte, indem sie Resonanzräume schuf, erweiterte, umdeutete und damit das *ideelle* Startsignal zum Aufbruch gab.

Das *formelle* Startsignal zum Drama von 1968 – die kulturellen, ideellen und gesellschaftlichen Stimmungen stellten nur den subkutanen Vorlauf des Wandels dar – gab die tschechoslowakische Parteispitze in Gestalt des Zentralkomitees, das Novotný im Januar als Parteiführer entfernte. Es setzte »eine alles hinwegreißende Dynamik« ein, »von der die Architekten des Prager Frühlings selbst überrascht und auch überfordert waren«, wie der Osteuropa-Historiker Martin Schulze Wessel in seiner Monographie *Der Prager Frühling* feststellt.

Die Architekten – das waren weniger Oppositionelle und schon gar keine Fundamentaloppositionellen; die Architekten waren sozialistische Intellektuelle und Reformen innerhalb der Kommunistischen Partei und ihres loyalen Organisationsnetzwerks. Sie wollten den Resonanzraum nutzen, um einen »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« als Gegenbild zum System aufzubauen, das sich unter Novotný nicht von allen Überbleibseln der stalinistischen Ära lösen wollte.

Anfang Januar 1968 folgte als »Erster Sekretär« der Kommunistischen Partei Alexander Dubček. Der slowakische KP-Chef wollte durch Reformen das sozialistische Miteinander grundlegend wandeln und nationale Autonomie von Moskau erlangen. Dies führte zu spontan-authentischen, nicht gelenkten Begeisterungswellen: Die Bevölkerung stützte mehrheitlich den Kurs ihrer Führung, die durch den neuen Staatspräsidenten Ludvík Svoboda komplettiert wurde, der seinen Einstand mit einer Amnestie für politische Gefangene gab. Ein Erlaß, der für die von den »Slánský-Prozessen« 1952 – vor allem jüdischstämmige Kommunisten, die teils in NS-Lagern gesessen hatten, waren damals für Scheinverbrechen abgestraft und ermordet worden – nachhaltig verstörte Gesellschaft vergangenheitspolitisch kurierend wirkte.

Ebenfalls kurierend wirkte der Umstand, daß das auf zwei Jahre ausgelegte »Aktionsprogramm« der KP, das am 5. April vom Plenum des Zentralkomitees verabschiedet wurde, mit zentralen Dogmen der realsozialistischen Staatenwelt brechen wollte. Hervorzuheben sind vor allem das Ende des Machtmonopols der KP in der Gesellschaft und die Zulassung oppositioneller Fraktionen, sogar organisierter ehemaliger politischer Gefangener im Klub »K-231«, die Erlaubnis von Privatisie-

»Erstmals wurde ein Slowake Erster Sekretär der Partei, in der die Tschechen die überwältigende Mehrheit hatten. Trotzdem mußte er nicht mit Schweiß und Tränen die Ressentiments überwinden. Er überwand sie durch seine bloße physische Existenz. [...] Er war nach dem Februar 1948 [kommunistische Machtübernahme, BK] der erste Politiker, der wieder den Willen der Mehrheit respektierte.«

Pavel Kohout: *Aus dem Tagebuch eines Konterrevolutionärs*, S. 250.

rungen kleiner und mittlerer Betriebe, Rede- und Versammlungsfreiheit und die föderale Neugliederung des Verhältnisses zwischen Tschechen und Slowaken.

Mag dies für heutige Maßstäbe banal klingen, war es damals ein unverhohlener Affront gegen die eigenen restaurativen Kräfte, gegen die »sozialistischen Bruderländer«, gegen die Sowjetunion. Und diese Mächte nahmen das auch genau so wahr, zumal am 24. April seitens der tschechoslowakischen Reformführung nachgelegt wurde: In einer Regierungserklärung erklärte man eine Parteireform, verkündete die Aufhebung der rigiden Pressezensur und versprach die im Aktionsprogramm enthaltenen Reiseoptionen: Tausende Tschechen und Slowaken besuchten westeuropäische oder dissident-sozialistische Länder wie Jugoslawien, im Gegenzug kamen beispielsweise sudetendeutsche Vertriebene für Visiten nach Karlsbad oder Marienbad. Die Zustimmungswerte für die KP-Regierung – die Tschechoslowakei dieser Zeit war einer der Motoren der Demoskopie – erklommen ungeahnte Höhen.

Die »alles hinwegreißende Dynamik« wurde noch bestärkt durch das »Manifest der 2000 Worte« des Intellektuellen Ludvík Vaculík und ihm nahestehender Publizisten. Wurde bisher von oben reformiert, ohne aber essentielle Grundlagen der sozialistischen Herrschaft zu negieren, kamen nun Forderungen auf, Veränderungen jenseits der KP und ihrer Formationen zu wagen. Breschnew reagierte mit einem Anruf bei Dubček: Er forderte den Einsatz parteiloyaler Volksmilizen gegen die »Konterrevolution«, die zur Restauration des Kapitalismus und zur Zersplitterung des Warschauer Paktes führen müsse, immerhin war die Tschechoslowakei neben der hyperloyalen DDR sicherheitspolitisch von zentraler Bedeutung für das sozialistische Militärbündnis. Doch die Verzückung relevanter Teile des Volkes und ihrer medialen Verstärker in den – für Ostblock-Verhältnisse – plural anmutenden TV-Sendungen und Zeitungen trieb Dubček dazu, das Manifest und seine Autoren nicht zu verdammen, sondern Zwischenpositionen jenseits restaurativ-orthodoxer Kräfte und dynamischer Reformisten zu suchen.

Der Prozeß war indes nicht aufzuhalten. Durch das Manifest der 2000 Worte erzürnt, entschlossen sich die Widersacher des Dubček-Kurses zum Handeln. Die »Konservativen« innerhalb der tschechoslowakischen KP kungelten bereits seit März (dem »Dresdner Treffen«) mit den Parteiführungen aus der DDR (Walter Ulbricht), Polen (Władysław Gomułka), Ungarn (János Kádár), Bulgarien (Todor Schiwkow) und eben der Sowjetunion, um Dubček und die ihn stützenden Strömungen zu stoppen. Der »Warschauer Brief« vom Juli, unterzeichnet von den fünf Parteichefs (Rumänien unter dem nationalkommunistischen Diktator Nicolae Ceausescu enthielt sich), rief die KP-Führung in Prag explizit zur umfassenden Kurskorrektur auf, wobei »äußerste Maßnahmen« vermieden werden könnten, wenn umgehendes Einlenken erfolgte. Freilich liefen derweil bereits seit vier Monaten hinter den Kulissen die Vorbereitungen für eine Intervention, obwohl Ende Juli in Čierna nad Tisou (Schwarzau a. d. Theiß) an der slowakisch-ukrainischen Grenze vorgeblich ergebnisoffen zwischen den Parteiführungen der Tschechoslowakei und der Sowjetunion konferiert wurde. Im Nachgang traf man sich in Bratislava, wo eine gemeinsame Erklärung unterzeichnet wurde, die letztlich das Ende des Prager Frühlings bedeutete. Erschwerend kam hinzu, daß die Partei-Stalinisten um Vasil' Biľak und Gustáv Husák, die sich als die »gesunden Kräfte« inszenierten, im Hintergrund um eine »kollektive Hilfsaktion« der Bruderländer baten, um die Verhältnisse in Prag und Bratislava wieder geradzurücken. Dubček unterschrieb in Bratislava zwar, schritt aber nicht zur Tat und beließ die Maßnahmen des Aktionsprogramms vom April des Jahres unangetastet; auch personelle Konsequenzen in Partei, Rundfunk und Zeitungen, die sowjetischerseits zur Bedingung gemacht wurden, blieben aus.

Am 17. August wurde in Moskau die Entscheidung gesucht: Das Politbüro der sowjetischen KP beschloß den Einmarsch in die Tschechoslowakei, der in der Nacht vom 20. auf den 21. August 1968 erfolgte. Die »Operation Donau« erwischte das ZK der tschechoslowakischen KP kalt (außer die Kollaborateure); man befahl der Armee, den einmarschierenden Truppen des Warschauer Paktes – nur die Nationale Volksarmee der DDR durfte auf Bitten der Biľak-Fronde aus historischen Gründen nicht

»Wir müssen die Freiheiten der politischen Gegner mit derselben Entschlossenheit verteidigen wie die unseren, wenn wir das moralische Recht beanspruchen wollen, unsere Gegner zu kritisieren.«

Jiří Pelikán: *Ein Frühling, der nie zu Ende geht*, S. 105.

»Keiner von uns wollte eine Wiedereinführung des kapitalistischen Systems, denn wir hatten die Mängel dieses Systems noch selbst kennengelernt und haben uns auch mit diesem System in der Theorie kritisch auseinandergesetzt.«

Ota Šik: *Prager Frühlings-erwachen*, S. 103.



Zwei Prager tragen die Nationalflagge an einem brennenden sowjetischen Panzer vorbei.

»Dubček dagegen, der zum Zeitpunkt der Selbstverbrennung Jan Palachs immer noch als Erster Sekretär seiner Partei amtierte und erst im April 1969 von Gustáv Husák abgelöst wurde, entwickelte sich zur tragischen Figur. [...] Weder Freiheitsheld noch Märtyrer seines Volkes, betrieb er nun eine Politik des geringeren Übels. Dubček verstrickte sich in einem bizarren Zynismus, als er ein Jahr nach dem Einmarsch, am 22. August 1969, in seiner neuen Funktion als Vorsitzender der Nationalversammlung ein Gesetz unterzeichnete, das es erlaubte, Demonstranten zu verhaften und zu verurteilen, die mit seinem Namen auf den Lippen auf die Straße gingen.«

Martin Schulze Wessel: *Der Prager Frühling*, S. 284.

mitwirken – keinen Widerstand zu leisten. So kontrollierten die Besatzer bald die Schlüsselstellen des Landes, internierten die tschechoslowakische Parteispitze in Rußland und bereiteten die Einsetzung einer loyalen Übergangsregierung vor. Doch der passive Widerstand des Volkes, das in den vergangenen Jahren »metapolitisch« auf den Wandel vorbereitet worden war, und dessen fehlende Bereitschaft, die eigene Führung zu veraten, zahlte sich aus: Breschnew empfing Svoboda, den tschechoslowakischen Staatspräsidenten, in Moskau. Die Situation erlaubte keine Marionettenregierung, und ein Bürgerkrieg wäre einem Fiasko gleichgekommen. So holte man den internierten Dubček heran, um mit ihm in Verhandlungen einzutreten.

Das Ergebnis in Form des »Moskauer Protokolls« sah vor, daß Dubčeks Gruppe zwar einstweilen im Amt bliebe, aber alle Reformen des Jahres 1968 unter starkem Einfluß des slowakischen Neostalinisten Gustáv Husák (Parteichef ab April 1969) revidiert würden, was insbesondere die Wiedereinführung der Zensur mit sich brachte. Verheerend war zum einen die Klausel, daß sowjetische Truppen auf unbestimmte Zeit für eine Normalisierung der Zustände in der Tschechoslowakei sorgen dürften, und zum anderen die *Roll-back*-Verfassungsreform vom 28. Oktober 1968, die das Ende des Prager Frühlings zementierte. Einzelnes Aufflackern des tschechoslowakischen Protests gegen das repressive Regime von Moskaus Gnaden konnte indes nicht verhindert werden: Legendär ist die Selbstverbrennung des Studenten Jan Palachs vom Januar 1969, die zu – wirkungslosen – Massenprotesten führte. Auch die Selbsttötungen von Jan Zajic (Februar) und Evžen Plocek (April) konnten keine Wende herbeiführen, sondern blieben Fanale des Widerstands auf verlorenem Posten. Wie tief aber der Haß in Folge der militärisch beendeten Prager Frühlingsgefühle im tschechischen Volk saß, wurde nicht zuletzt im Zuge der Eishockeyweltmeisterschaft in Schweden deutlich: Nachdem die Tschechoslowakei den »großen Bruder« UdSSR Ende März 1969 besiegt hatte, kam es im ganzen Land zu Massenausschreitungen gegen sowjetische Einrichtungen. Das Resultat waren weitere Repressalien durch das Husák-Regime. 1970 und 1971 wurden die letzten Ergebnisse von 1968 rückgängig gemacht: Parteiausschlüsse, Berufsverbote und Vereins-

verbote strafen all jene, die sich aus der Deckung gewagt hatten, und ebenso all jene, die denen geholfen hatten, die in der ersten Reihe standen. Die letzte Chance auf einen alternativ-sozialistischen Aufbruch war endgültig verspielt; das Regime ging in einem tristen Alltag seinem Untergang im Zuge der »Samtenen Revolution« von 1989 entgegen. In dieser spielten allerdings die Protagonisten von 1968, die von innen heraus das System substantiell ändern wollten, keine Rolle, sondern liberale, konservative und rechte Systemoppositionelle waren am Zuge. Diese Generation um Václav Klaus und Václav Havel tat sich offenkundig schwer mit den Reformsozialisten, die letztlich eben doch Sozialisten blieben, auch wenn sie dem Regime grundlegende Veränderungen in allen relevanten Bereichen – von Justiz bis Ökonomie – auferlegen wollten.

Noch heute verläuft die Rezeption des Prager Frühlings in Tschechien weniger enthusiastisch als im Westen im allgemeinen und in Deutschland im besonderen, wo ausgerechnet der eher »antinational« und transatlantisch ausgerichtete Flügel der Linkspartei sein Periodikum *Prager Frühling* nennt. Dieser blendet dabei völlig aus, daß der emanzipatorische Charakter des tschechoslowakischen 1968 in den Bereichen technologischer Wandel, Zensurgegnerschaft und nichttotalitärem Sozialismus untrennbar mit einem nationalkulturell-patriotischen Bewußtseinswandel wider imperiale Besatzungspolitik und geistig-theoretische sowie politisch-praktische Fremdherrschaft verknüpft war, ja daß der Prager Frühling in seinem Ursprungsland explizit als Prozeß der Wiedergeburt (»obrodný proces«) der beiden Staatsvölker firmierte – einer nationalen Wiedergeburt, der man sich im Spektrum um Katja Kipping wohl kaum verpflichtet weiß, und die in der Tschechoslowakei 1968 ebenso scheiterte wie sie in Deutschland und Europa 2018 noch nicht zu erwarten ist.

Es gilt, Lehren aus dem Frühlingserwachen in Prag zu ziehen, das kein plötzlicher Weckruf war, sondern vieler Jahre kultur- und ideenpolitischer Vorarbeit bedurfte. Denn der Prager Frühling kann – weitaus besser und zeitgemäßer als das im konservativen Milieu gern genutzte Beispiel der Französischen Revolution und theoretischen Gegenrevolution um Joseph de Maistre – aufzeigen, welche unaufhebbare Einheit Metapolitik und Politik im Zeichen einer »revolutionären Realpolitik« (siehe *Session* 81) bilden, ja welche eminente Bedeutung im Gramsci-Dreischnitt aus kultureller Hegemonie, politischer Hegemonie und Regierungsantritt/Regierungsmacht den ersten beiden Faktoren zwingend zukommt.

Der dritte Faktor kam in der Tschechoslowakei 1968 nicht zum Zuge, weil die objektiven geopolitischen Machtverhältnisse es nicht zuließen. Ebendieser dritte Faktor kommt – um ein aktuelles Beispiel anzuführen – in Österreich 2018 für das rechte Lager zu früh, weil kulturelle und politische Hegemonie nicht erlangt wurden, bevor man glaubte, in Regierungsverantwortung ziehen zu müssen. Statt Studien über die Privatisierung hätten Gramscis *Gefängnishefte* Orientierung geben können.

Für Deutschlands Rechte ist indes einerseits die Lehre zu ziehen, daß kein substantieller Wandel in der Gesellschaft denkbar ist, der die Reihenfolge des Dreischritts nicht beachtet und die Tiefenstruktur des Denkens der Menschen – die Mentalität bzw. den »Alltagsverstand«, das »volkstümliche Element« (Gramsci) – nicht zuallererst in den Fokus nimmt. Andererseits gilt es daran festzuhalten, daß Geschichte in Sprüngen und niemals linear verläuft. Es verhält sich also so, daß ein »Manifest der 2000 Worte«, das manchen Zeitgenossen 1968 als randständige Äußerung enttäuschter, systemimmanent argumentierender Intellektueller erscheinen mußte, ebenso wie eine »Erklärung 2018« in der Gegenwart noch kein Beleg für eine politische Wende darstellen – daß aber gerade solche Unmutsäußerungen seitens *eines abgespaltenen Teils* des bisherigen Establishments ein Indiz für eine Krise des *gesamten* Establishments darstellen.

Nach 1968 folgte 1989 in der Tschechoslowakei eine Wende mit anderen ideologischen Kernmarkern und mit anderen entscheidenden Akteuren als jenen, die ursprünglich prägend wirkten. Noch kann keiner sagen, ob auch in Deutschland auf das Krisenjahr 2018 ein erfolgreicherer Wendejahr – fünf, zehn oder zwanzig Jahre später – folgen wird: mit entsprechend neu gemischten Karten, mit anderen ideologischen Kernmarkern, mit anderen entscheidenden Akteuren. Die Lehren der jüngeren Geschichte geben dabei durchaus Anlaß zur Hoffnung. ■

»Es war eine wirkliche Volksbewegung, und ich betone diese Tatsache ausdrücklich, weil viele Schriften über den ›Prager Frühling‹ zuweilen den Eindruck vermitteln, als sei er nur ein Werk der Intellektuellen und einer politischen Elite gewesen. [...] Die einfachsten Leute fanden in dieser Politik den Ausdruck ihrer Bedürfnisse und ihrer Wünsche wieder.«

Jiří Pelikán: *Ein Frühling, der nie zu Ende geht*, S. 253.

Literaturhinweise:

Vasil Bilak: *Wir riefen Moskau zu Hilfe. Der »Prager Frühling« aus der Sicht eines Beteiligten*, Berlin 2006;

Angelika Ebbinghaus: »Das Jahr 1968 in Ost und West«, in: dies.: (Hrsg.): *Die letzte Chance? 1968 in Osteuropa*, Hamburg 2008, S. 9–26;

Jan Fojtik/Bernd Hartmann/Fred Schmid: *Die CSSR 1968. Lehren der Krise*, Frankfurt a.M. 1978;

Stefan Karner: »Der kurze Traum des ›Prager Frühlings‹ und Moskaus Entscheidung zu seinem Ende«, in: Angelika Ebbinghaus: (Hrsg.): *Die letzte Chance? 1968 in Osteuropa*, Hamburg 2008, S. 28–44;

Pavel Kohout: *Aus dem Tagebuch eines Konterrevolutionärs*, Hamburg/München 1985;

Zdeněk Mlynář: *Nachtfrost. Das Ende des Prager Frühlings*, Frankfurt a.M. 1988;

Jan Pauer: »1968 in der Tschechoslowakei«, in: *Osteuropa* 7/2008, S. 31–46;

Jiří Pelikán: *Ein Frühling, der nie zu Ende geht. Erinnerungen eines Prager Kommunisten*, Frankfurt a.M. 1976;

Martin Schulze Wessel: *Der Prager Frühling. Aufbruch in eine neue Welt*, Stuttgart 2018;

Ota Šik: *Prager Frühlingserwachen. Erinnerungen*, Herford 1988;

Erwin Strittmatter: *Nachrichten aus meinem Leben. Aus den Tagebüchern 1954–1973*, Berlin 2014.

Aufmarsch der Postmoderne

von Nils Wegner

Wer wie der *Spiegel*-Bildungsschnöselrollenspieler Georg Diez im Hinblick auf die »wilden Jahre« der selbstverstandenen Studentenrevolte der 1960er Jahre die sprichwörtliche Gnade der späten Geburt genießt, der hat gut klagen. Klagen vor allem über die »Abgehängten« der frühen Neuen Linken, die Diez in seiner Netzspalte vom 13. Mai 2018 als »Achtundsechzigfresser« bezeichnet und heute allerorten in reaktionären Umtrieben am Werk sieht. Diese Theorie hat der ursprüngliche Theaterkritiker Diez, seines Zeichens Geburtsjahrgang 1969, selbstverständlich nicht selbst entwickelt, sondern vom Berliner Historiker Manuel Seitenbecher übernommen, der in seiner Dissertation *Mahler, Maschke & Co. Rechtes Denken in der 68er-Bewegung?* einen grundlegenden Sozialneid nicht »angekommener« 68er wie Reinhold Oberlercher als *Movens* ihrer Wendung von radikal linker hin zu radikal rechter Systemopposition konstruiert. Diez rümpft seine Nase unter anderem über »eine depressive Grundstimmung von halb gelesenen Büchern und halb gelebten Leben« – und über das daraus erwachsene neurotische Abarbeiten an klischeehaft verzerrten Feindbildern, die ein zeitgemäßes Fortleben und Ausgestalten der »utopischen Strahlkraft von 1968« behinderten. Seine »widerständigen« Forderungen umfassen unter anderem einen Kurswechsel bei der Suche nach zu verändernden Mißständen: »Rassismus etwa, Kriege und Krisen der Entkolonialisierung«, große Überraschung. Zuvor aber: »Es wäre auch an der Zeit, ein paar der Leseerfahrungen zu überprüfen, die sich mit den Jahren zu einem intellektuellen Bild verdichtet haben, wonach die Welt alles ist, was die Oberfläche ist – dabei ist das Erbe einer bestimmten Art von Postmoderne gerade das Gegenteil, die historische Analyse der Praktiken von Macht, von Kontrolle, von der Ordnung des Systems.«

Während der erste Teil dieses Ab-Satzes nicht mehr ist als das übliche Wortgeklingel, mit dem die beschreibende Zunft ihre erschauernde Konsumentenschar zur Aufmerksamkeit

zurückruft, schlägt der zweite Teil voll durch und präsentiert in Diez' eigener wohlbezahltekluger Post-68er-Attitüde das Instrumentarium zur Dekonstruktion derselben. Ob das davon zeugt, daß der Autor sein eigenes Thema gar nicht begriffen hat, oder lediglich die Kaltschnäuzigkeit eines hauptberuflichen Salvaders darstellt, spielt keine Rolle. Weit wichtiger ist der Anreiz zur Revision des mit dem heute geläufigen Schmähwort des »Kulturmarxismus« ungebrochenen Vorurteils gegenüber dem unter dem diffusen Schlagwort der Postmoderne subsumierten theoretischen Sektionsbesteck, wonach es sich dabei um wenig mehr als einen in noch abgehobeneren Sprache gehüllten und somit noch unverständlicheren Auswuchs von Kritischer Theorie und Freudomarxismus handele. Eine – leicht mit politischer »Haltung« oder Psychohygiene verwechselbare – Ignoranz dem Thema gegenüber verbietet sich schon aufgrund der ungebrochenen Präsenz des Begriffs Postmoderne selbst sowie seiner Abwandlungen, etwa im Attribut »postfaktisch« für alle Infragestellungen des Realitätsdarstellungsmonopols des systemgenehmen Medienbetriebs.

Während die Neue Linke rund um ihren Nukleus, den Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS), mit dessen Ausschluß aus der SPD im November 1961 in die Welt kam, entsprang die Suche der unorthodoxen Linken nach neuen geistigen Anregungen der Abgestandenheit von Frankfurter Schule (der es nichts geholfen hatte, daß Horkheimer ihre unapologetisch marxistischen Schriften der Weimarer Republik im Giftschrank des Instituts für Sozialforschung zu verstecken versucht hatte) und orthodox marxistisch-leninistischem *Telos* der vielgerühmten »Suhrkamp-Kultur«. Einer der Jungintellektuellen auf der Suche nach radikalem Denken ohne den geistigen Gilb des 19. Jahrhunderts war der 1936 in Halberstadt geborene Peter Gente, der sich Mitte der 1960er Jahre nach intensiver, kritischer Adornolektüre und anschließender Suche nach neuen Ufern mit Brille und Bart – dem Eindruck Jacob Taubes' zufolge – langsam in ei-

nen Walter Benjamin *redivivus* verwandelte. Die überkommene, aus dem Bürgertum entstandene Kritik am Bürgertum der Frankfurter Schule schien im angebrochenen Wirtschaftswunderland BRD nicht mehr tragfähig. Seine anbrechende Suche nach einem Weg hinein ins Herz der kommenden Revolte machte jedoch einen bewußten Bogen herum um den studentischen Aktivismus, dem sich etwa der oberste Theoretiker des SDS, Hans-Jürgen Krahl, verschrieben hatte; Gentes Ideal war es, als eine Art »Enzyklopädist des Aufruhrs« (Helmut Lethen) das Arsenal der geistigen Rollkommandos zu pflegen. Krahl kam mit 27 Jahren am 13. Februar 1970 bei einem Autounfall ums Leben – und an seine Stelle trat in denkwürdiger Koinzidenz nur vier Tage später das erste selbstproduzierte Buch des Kleeblatts um Gente, das sich ab Ende Juni desselben Jahrs nach Gentes damaliger Ehefrau, der Fußpflegerin Merve Lowien, »Merve Verlag« nennen sollte. Der Titel sprach für die ablehnende Haltung gegenüber der marxistischen Orthodoxie: *Wie sollen wir ›Das Kapital‹ lesen?* von Louis Althusser, der Marx zu strukturalisieren sich anschickte. Damit lieferte er bereits einen Vorgeschmack darauf, was der junge, sich nach der 1975 mit der Veröffentlichung von Jacques Rancières *Wider den akademischen Marxismus* schroff abgebrochenen neomarxistischen Frühphase alsbald auf extrem kondensierte, hochtheoretische Kurzabhandlungen spezialisierende Verlag vor allem aus dem französischsprachigen Ausland importieren sollte. Derweil schossen in den graswurzelrevolutionsmüden 1970er Jahren die Theoriezirkel, -zeitschriften und -verlage wie Pilze aus dem Boden. Und in den 1980ern griff eine breite intellektuelle Szene den schon 1968 vom amerikanischen Kulturwissenschaftler Leslie Fiedler (nachgedruckt ausgerechnet von der sich konservativ gerierenden *Christ & Welt*) unter der Parole »Cross the border, close the gap!« (»Überquert die Grenze, schließt den Graben!«) zumindest für die Literatur ausgerufenen Tod der Moderne und die Heraufkunft der Postmoderne endlich auf und trieb ihn philosophisch voran.

Im Merve Verlag sind bis zum heutigen Tage beinahe 500 Bücher erschienen. Die Verlagsgründer mit Peter Gente als unermüdlich suchendem und lesendem Zugpferd brachten neben Schlüsselwerken der aufkommenden Systemtheorie zahllose kleine Klassiker von Strukturalismus und Poststrukturalismus deutschsprachig heraus – von Gilles Deleuzes und Félix Guattaris versponnenen Visionen *Rhizom* und *Tausend Plateaus* über Jean Baudrillards *Agonie des Realen* und Jean-François Lyotards *Das Patchwork der Minderheiten* sowie *Immaterialität und Postmoderne* bis hin zur *Ästhetik des Verschwindens* von Paul Virilio – und, ganz nebenbei, zum unscheinbaren, wenn auch hochexplosiven *Ad Carl Schmitt* des früh wegweisenden Jacob Taubes, das im Hause der Verlagsbuchhandlung von Antaios ein *Longseller* ist, auch wenn sich Merve der Zusammenarbeit renitent verweigert. Gente, der 2014 verstarb, wurde Zeuge, wie etliche ganz ähnlich ausge-



richtete Verlage hinzutraten – allen voran der 1977 gegründete und allein dem Unorthodoxen verpflichtete »ursprüngliche« Verlag Matthes & Seitz mit Sitz in München, der mit seinem eigenwilligen Übersetzer Gerd Bergfleth (vgl. *Sezession* 71) etwa das »obszöne« Werk Georges Batailles in Deutschland bekanntmachte, ganz nebenbei auch Pierre Drieu la Rochelle (vgl. *Sezession* 51) verlegte und schließlich – nach Schließung und Neubegründung – als Matthes & Seitz Berlin unter dem neuen, intensiv an Jean Baudrillard geschulten Leiter Andreas Rötzer eine Art »Merve 2.0«-Programm inklusive preisgekrönter Belletristikschiene fährt. Daneben steht zusätzlich etwa der Jacques Derrida sowie Lyotard verpflichtete, 1985 gegründete und in Wien ansässige Passagen Verlag.

Das sich selbst als postmodern begreifende oder als solches apostrophierte Denken ist Realität. Um mit der unseligen Tradition des müßigen Sich-treiben-Lassens im Zeitenlauf zu brechen und mindestens einen sicheren Stand zu gewinnen, gebietet sich statt der selbstgefälligen Weigerung, unbekanntes und stellenweise (etwa bei Foucault und Bataille) unappetitliches Terrain zu betreten, der mindestens neugierige Überblick – etwa in Form der hervorragenden einführenden Darstellung, die der unverständlicher Weise kaum bekannte meta-postmodernistische Philosoph Wolfgang Iser (Jg. 1946, gänzlich ohne Diez-typische Hyperventilation) mit *Unsere postmoderne Moderne* 1987 vorlegte und damit keinen geringeren als Armin Mohler dazu inspirierte, sich in *Criticón* an einer schmählich untergegangenen Analyse der Postmoderne als paradoxerweise »genuin rechts« zu versuchen. Die bloße Reduktion der philosophischen Diskussion auf Sprachspiele, Diskriminierungsgeschrei und Wegbereitung des Genderismus greift bei weitem zu kurz – anstelle in einer Ausweichbewegung immer neue Ausdeutungen und begriffliche Neuschöpfungen vorzunehmen, sollte die Rechte den kämpferischen Weg wählen, sich die okkupierte eigene Sprache zurückzuerobern! Wenn das ein Alexander Dugin (vgl. *Sezession* 61) vermag, dessen messianisch verbrämte »Vierte Politische Theorie« wenig mehr ist als eine Melange klassisch neurechter Denkmuster mit apokalyptischen, russisch-traditionalen und eben postmodernen Versatzstücken, dann sollte die deutsche intellektuelle Rechte schnellstmöglich aufholen und sich in der Rüstkammer eines Denkens bedienen, das oft konfus, manchmal absurd, immer aber aufregend ist – und das seine wesentlichen populären Vertreter à la Diez allemal nicht verstanden haben. ■

Ach, Käpt'n – Oxfords 1968 kommt spät

von Ursula Berluschke

Während man sich an vielen deutschen Universitäten von mindestens jedem fünften Studenten problemlos vorstellen kann, daß er im AStA engagiert sei und dort eine »kritische Meinung« vertrete, wirken die Studenten von Oxford in großer Mehrheit wie Lordsöhne oder zumindest wie romantische, weltverlorene Dichter. Die internationale *diversity* ist hier in der Tat außerordentlich groß: Aus aller Welt kommen Studenten, um hier zu lernen und zu forschen. Der renommierte Debattierclub Oxford Union brüstet sich mit seiner ungeheuren *diversity* und seiner egalitären Auffassung: Nicht nur ehemalige Schüler von Eton und Harrow sind in den Chefposten vertreten – nein, ebenso Schüler der (nicht minder erstklassigen und steinreichen) Privatschulen von Westminster, St. Paul's oder Winchester. Ansonsten tritt die Vielfalt innerhalb der Universität nicht so klar zutage, wie man sich das als visionärer Student vielleicht wünschen würde. Möglicherweise verbergen viele der grüblerisch wirkenden, Barbourjacken tragenden weißen Studenten nur, daß sie in Wahrheit eine fluide sexuelle Identität besitzen, das Establishment scheiße finden und am liebsten die alten Buntglasfenster in der Hauptbibliothek kurz und klein schlägen, aber es ist doch überraschend, daß das Gesamtbild in den Bibliotheken und Colleges so wenig von Menschen, die offen und sichtbar zu solchen Einstellungen stehen, geprägt ist.

Die Oxford University Students Union – der AStA von Oxford – moniert schon seit vielen Jahren die Mißstände in dieser Hinsicht. Immer noch sind in vielen *Societies* Frauen unterrepräsentiert; immer noch leiden Mitglieder der LGBTQ-Community unter Diskriminierung und Stigmatisierung; immer noch werden *black people* als »anders« betrachtet; immer noch gibt es an vielen der (aus dem 13. Jahrhundert stammenden) Gebäude keinen Zugang für Rollstuhlfahrer; immer noch weigern sich einige Dozenten und Studenten, ihr Redeverhalten zu gendern und beide Pronomina – *he or she* – zu verwenden; immer noch ist der Anteil

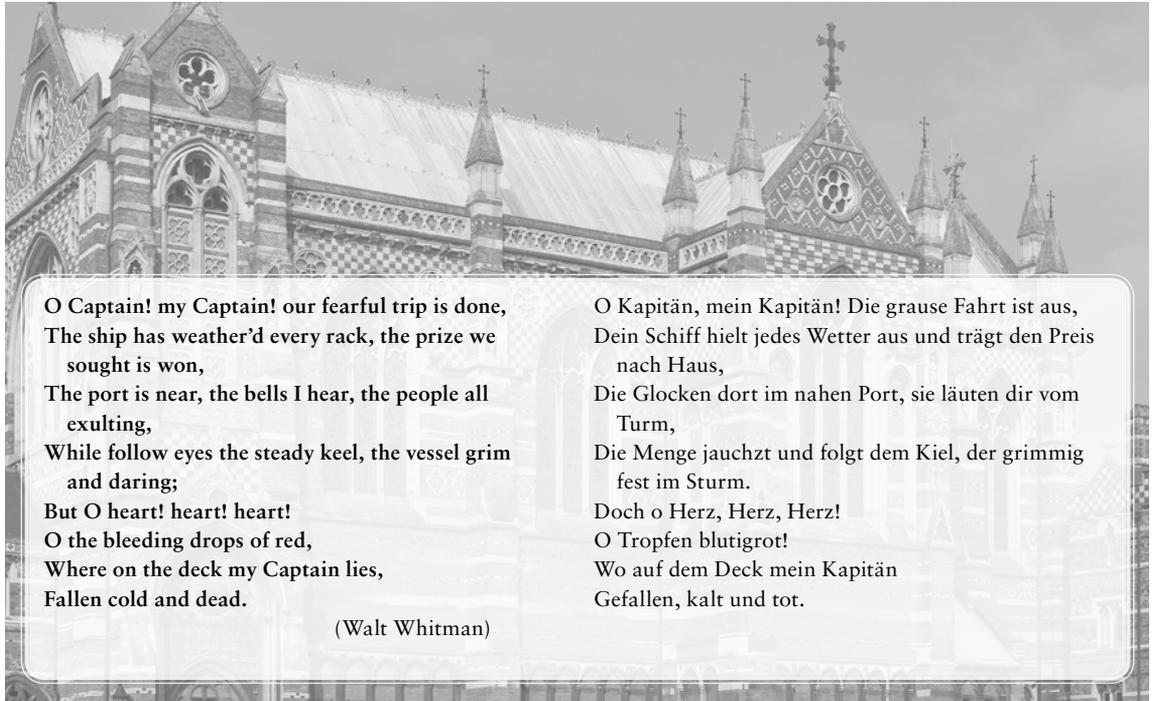
der Studenten mit Migrationshintergrund zu gering; immer noch können sich viele Arbeiterkinder ein Studium in Oxford nicht leisten; immer noch hängen in manchen Colleges Kreuze und Marienbilder; immer noch existieren exklusive *Societies*, die in den uralten Weinkellern unter den Colleges ihre elitären Versammlungen abhalten ... mit anderen Worten: Die Situation ist verheerend. Das Schlimmste ist wohl, daß viele der Studenten das gar nicht zu bemerken scheinen (der Verblendungszusammenhang läßt grüßen!) – und weiterhin im *academic gown* zum Examen erscheinen, wo doch jeder vernünftige Visionär weiß, daß diese uniforme Kleidung ein Inbegriff von Hierarchie, Elite und Tradition und somit verabscheuenswürdig ist.

Die Students Union arbeitet also schon lange daran, das zu ändern. Nun wurde vor knapp zwei Wochen die *Liberation Vision* durchgesetzt, eine Art Ermächtigungsgesetz, das den Weltanschauungskanon der Union erneut feststellt, Kritik an den Statuten prinzipiell ausschließt und jede Rückrufung dieser »Vision« – die äußerst kontrovers diskutiert wurde – verhindert. Eine ganze Reihe von universitären Gruppen wird dabei direkt angegriffen; hauptsächlich christliche *Societies* sollen in Zukunft auf diversen »Märkten der Möglichkeiten« keinen Stand mehr bekommen, und die Union verspricht, sich in jeder möglichen Weise für Rede- und Existenzverbote solcher Gruppen einzusetzen. Auf der Homepage der Oxford Students for Life, einer abtreibungskritischen Organisation, die von der *Liberation Vision* stark betroffen ist, wird die Abschlußdiskussion über die *Liberation Vision* eindrücklich beschrieben. Kritische Stimmen ließ man nicht zu Wort kommen, das Programm wurde so schnell wie möglich durchgeboxt, Fragen wurden abgewürgt, und man erklärte, daß Verbesserungen und Veränderungen an der Vision nicht statthaft seien. Generell kennt die Students Union viele Mittel, der offenen Konfrontation mit mißliebigen Meinungen aus dem Weg zu gehen. Wer innerhalb der Debatten in irgendeiner Weise die Ideologie in Frage stellt, wird mit

beinahe systematischer Gewißheit der sexuellen Belästigung beschuldigt. Als im Winter letzten Jahres eine Diskussionsrunde der erwähnten Oxford Students for Life von einer feministischen Spezialabteilung der Students Union mit einstündigem Gebrüll gestört und verhindert wurde, gab es einen Rüffel von der Universität, die Students Union entschuldigte sich – um dann munter und ungehindert mit der Unterdrückung der Gruppe fortzufahren.

thy love is a desert / Its temples and altars are bare / The finger of death is upon it / The footprints of Satan are there.«

An trüben Tagen dominiert das Gefühl, daß die Stadt und die Tradition der Universität wie von innen heraus ausgehöhlt werden. Wie willig wird auch hier eine Ideologie akzeptiert, die die Fundamente dieses Ortes in jeder Hinsicht untergräbt und im Grunde lächerlich macht? Daß einer, der den ganzen Tag über in



O Captain! my Captain! our fearful trip is done,
The ship has weather'd every rack, the prize we
sought is won,
The port is near, the bells I hear, the people all
exulting,
While follow eyes the steady keel, the vessel grim
and daring;
But O heart! heart! heart!
O the bleeding drops of red,
Where on the deck my Captain lies,
Fallen cold and dead.

(Walt Whitman)

O Kapitän, mein Kapitän! Die grause Fahrt ist aus,
Dein Schiff hielt jedes Wetter aus und trägt den Preis
nach Haus,
Die Glocken dort im nahen Port, sie läuten dir vom
Turm,
Die Menge jauchzt und folgt dem Kiel, der grimmig
fest im Sturm.
Doch o Herz, Herz, Herz!
O Tropfen blutigrot!
Wo auf dem Deck mein Kapitän
Gefallen, kalt und tot.

Die lokalen Wahlen vor einer Woche brachten einen eindeutigen Sieg für die Labour Party; die Liberal Democrats und die Green Party sind ebenfalls in den Stadtrat eingezogen. Die Konservativen haben nicht einen einzigen Sitz im City Council erhalten. Wer von den Leuten in altmodischen Samtkleidern und Leinenblusen, die mir täglich in der Hauptbibliothek begegnen, hat wohl für die Liberal Democrats gestimmt? Und wer unter diesen Studenten, die mit ihren scharfgeschnittenen hellen Gesichtern wie Darsteller aus dem *Club der toten Dichter* wirken und teilweise aussehen, als würden sie im nächsten Moment auf ihre Tische steigen und »O Captain! my Captain!« ausrufen, hat wohl die *Liberation Vision* befürwortet? Die Antwort ist vermutlich: keiner. Die Wahlbeteiligung bei den lokalen Wahlen lag bei unter 40 Prozent. Und die Students Union ist so strukturiert, daß von jedem Universitätscollege nur wenige Delegierte ein Wahlrecht in Angelegenheiten wie der *Liberation Vision* besitzen. Und natürlich rekrutieren sich diese Delegierten aus jener Minderheit an bunthaarigen Typen, die man im Gesamtbild der Universität zu übersehen geneigt ist.

Am Tag des heiligen Georg, des Schutzpatrons von England, wurde in der katholischen Gemeindekirche der Stadt eines jener herrlich martialischen englischen Kirchenlieder gesungen. Eine Strophe daraus lautet: »The land of

einem Betonbunker sitzt (wie das an vielen Universitäten ja der Fall ist), auf dumme Gedanken kommt, ist nicht besonders erstaunlich. Aber erziehen diese erhabenen Mauern hier nicht zu einer klareren und gesünderen Weltsicht? Viele Studenten lieben in der Tat noch – zumindest unbewußt – das Erbe jener toten weißen Männer, von dem sie Tag für Tag im Lernen und Leben zehren. Aber es ist eben jene Minderheit, die von einem tiefen Ekel an diesem Erbe angetrieben wird, die sich engagiert und mit Entschlossenheit an der Zerstörung der Tradition arbeitet. Vielleicht, so muß man sagen, hat das Denken, das hier in den letzten Jahrhunderten gepflegt wurde, sich selber ausgehöhlt. Nun erreichen wir nach langen Mühen das glorreiche Land der Freiheit – aber um welchen Preis?

Das ganz große Thema in den letzten Monaten ist die Sorge verschiedener Studentenorganisationen um die steigende Anzahl von »mental health issues« in der Studentenschaft. Innerhalb der letzten zehn Jahre ist die Nummer von psychiatrischen Krankheitsfällen um das Zehnfache angestiegen. Rührt das womöglich von einer gewissen Überlastung, sich seine Identität immer wieder aufs neue zusammenbauen zu müssen? Oder von jener seltsamen Spannung zwischen Tradition und Ideologie? Im allgemeinen hatte Helmut Schmidt wahrscheinlich recht, wenn er empfahl, daß, wer Visionen hat, zum Arzt gehen sollte. ■

Der Marsch durch die Institutionen

von Claus M. Wolfschlag

Zahlreiche 68er haben eine bewegte Vergangenheit, aber sind erfolgreich in einflußreiche Positionen gewandert. Vielfältig geehrt wurden sie zu feinen Stützen der Gesellschaft, die längst die ihre geworden ist. Nachfolgend einige Beispiele.

ELMAR ALTVATER (1938–2018)

Das SDS-Mitglied Elmar Altvater betätigte sich während der APO-Zeit in der »Sozialistischen Assistentenzelle« am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der FU Berlin. Zudem galt Altvater als einer der führenden Köpfe des »Sozialistischen Büros« der Neuen Linken in Offenbach. 1970 gründete er das marxistische Magazin *PROKLA*, was für »Probleme des Klassenkampfes« stand und später den Zusatz »Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft« erhielt. Dieses Engagement schien ihn befähigt zu haben, 1971 eine Professur für Politische Ökonomie an der FU zu erhalten. Altvater gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Grünen und saß im Aufsichtsrat der »Taz.genossenschaft«. Zudem war er von 1999 bis 2002 Mitglied der Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages zur »Globalisierung der Weltwirtschaft«. 2005 verfaßte er das programmatische Buch *Das Ende des Kapitalismus, wie wir ihn kennen. Eine radikale Kapitalismuskritik*. Den bestehenden »barbarischen«, auf dem Privateigentum beruhenden Machtstrukturen solle demnach eine »solare und solidarische Gesellschaft« entgegengesetzt werden. Nach der Emeritierung engagierte er sich im wissenschaftlichen Beirat von Attac, trat 2007 der Linken bei und verfaßte regelmäßig Artikel im *Freitag*. 2013 erhielt er den Salzburger Landespreis für Zukunftsforschung.

REINHARD BÜTIKOFER (*1953)

Reinhard Bütikofer ist kein 68er, aber ein im K-Gruppen-Milieu der Post-68er-Bewegung groß gewordener Politiker. 1971 begann er ein (nicht abgeschlossenes) Studium der Philosophie und Geschichte in Heidelberg. In dieser Zeit enga-

gierte er sich bei der »Kommunistischen Hochschulgruppe« (KHG) und im maoistischen »Kommunistischen Bund Westdeutschland« (KBW). Er war Mitglied im AStA und Senat der Universität Heidelberg. 1984 trat er den Grünen bei und wurde vier Jahre später baden-württembergischer Landtagsabgeordneter, dann Landesvorsitzender und war bis 2008 Bundesvorsitzender. 2009 wurde Bütikofer als Spitzenkandidat seiner Partei in das Europäische Parlament gewählt. Dort sitzt er heute als einer der beiden Vorsitzenden der Europäischen Grünen Partei. Seine maoistische Vergangenheit dürfte dabei geholfen haben, daß er zudem als stellvertretender Vorsitzender der Delegation des Europäischen Parlaments für die Beziehungen zur Volksrepublik China tätig ist. Daneben ist Bütikofer Board Mitglied der Berliner Dependence der dem »Ideal der offenen Gesellschaft« verpflichteten US-amerikanischen Denkfabrik Aspen-Institut, Mitglied des Advisory Board des American Jewish Committee in Berlin und Mitglied des transatlantischen Netzwerks Atlantik-Brücke.

DETLEV CLAUSSEN (*1948)

Interessant ist an ihm eine vielleicht als volkstümlich zu bezeichnende Marotte: Claussen ist ein leidenschaftlicher Fußballfan – kein ganz typischer Zug für einen Hochschullehrer, zumal er mit seinen Bemühungen, Fußball im Rahmen von Hochschul-Seminaren zu analysieren, auch auf Skepsis bei Kollegen stieß. 2011 äußerte er in einem Interview: »Wenn man Migranten in die Nationalmannschaft beruft, kann man zeigen, daß es gar keinen Sinn hat, wenn die sich unserer traditionellen Spielweise anpassen. Im Gegenteil: Sie bereichern uns offensichtlich mit ihren eigenen Qualitäten. Ansonsten werden Migranten bei uns ja immer als defizitär betrachtet. Außerdem zeigt sich bei den neuen Trainingsmethoden, wie wichtig es ist, daß wir uns der Ausbildung des Individuums zuwenden. Wenn der Einzelne Aufmerksamkeit bekommt, entwickelt er auch Teamgeist.«

Von 1966 bis 1971 studierte das SDS-Mitglied Claussen in Frankfurt Philosophie, Soziologie, Literatur und Politik, unter anderem bei Adorno. Von 1994 bis 2011 besetzte er als Professor einen Soziologie-Lehrstuhl an der Universität Hannover. Themenschwerpunkte: Antisemitismus, Xenophobie, Nationalismus, Rassismus, Transformationsgesellschaften, Migrationsbewegungen, Psychoanalyse.

Die »Rede von der Identität« bezeichnet Claussen als »Mode«: »Sechseinhalbtausend Jahre kam die Menschheit ohne sie aus, auf einmal hat das nun angeblich jeder, eine persönliche wie eine nationale. Das sind alles Reaktionen auf die Säkularisierung.« Dem stellt er die Idee der Aufklärung entgegen, das »gute Leben«, den »Anspruch auf Glück, wie er in der amerikanischen Verfassung formuliert ist«. Zwar gäbe es »die gemeinsame Sache emanzipatorischer Gesellschaftsveränderung, an der die unterschiedlichsten Leute arbeiten«, doch in den aktuellen Bildungsplänen ständen nur noch individuelle Erfolgskarrieren im Mittelpunkt, resümierte er 2011 enttäuscht nach seiner Emeritierung.

DANIEL COHN-BENDIT (*1945)

Der »rote Dany« gehört zu den am meisten im Rampenlicht der Medien stehenden 68ern. Cohn-Bendits Eltern waren Juden. Sein Vater arbeitete in Berlin als Rechtsanwalt, verstand sich als Trotskist. Die Eltern emigrierten 1933 nach Paris, gehörten zum Freundeskreis von Hannah Arendt. Aufgrund einer geplanten Auswanderung in die USA versäumten es die Eltern, die französische Staatsangehörigkeit für den Sohn Daniel zu beantragen, der somit zunächst staatenlos blieb. Aus Geldgründen zogen die Eltern nach Deutschland zurück, Cohn-Bendit besuchte die reformpädagogische Odenwaldschule. 1961 wählte er die deutsche Staatsangehörigkeit, um sich dem französischen Militärdienst zu entziehen (2015 bekam er auch die französische Staatsangehörigkeit verliehen). 1965 nahm er ein Mathematikstudium in Paris auf, wechselte nach nur einer Woche zur Soziologie und nahm Kontakt zu einer anarchistischen Gruppe auf. Er vertrat 1968 die »Liaison des Etudiants Anarchistes« (Bund anarchistischer Studenten) beim großen Vietnamkongress an der TU Berlin. Dabei ließ er sich von Rudi Dutschkes Strategie der direkten, provokativen Aktion inspirieren. Cohn-Bendit übernahm eine Führungsrolle bei den französischen Protesten. Sein Appell einer linken Einigung in der »Bewegung 22. März« wurde von vielen Studenten aus anarchistischen und kommunistischen Kleingruppen befolgt. Zahlreiche Lehrveranstaltungen wurden von diesem Bündnis verhindert, Hörsäle besetzt. Nach dem Attentat auf Dutschke lud Cohn-Bendit den SDS-Vorsitzenden Karl Dietrich Wolff nach Nanterre ein, und die Studenten stürmten nach dessen Rede die Universitätsräume, was zur teilweisen Schließung der Universität führte.

Die maßgeblich von Cohn-Bendit vorangetriebenen Provokationen führten zu Straßen-

schlachten, bei denen Pflastersteine und Molotow-Cocktails zum Einsatz kamen. In einem öffentlichen Gespräch mit Jean-Paul Sartre forderte er den Sturz der Regierung unter Präsident Charles de Gaulle. Kurz darauf plädierte er vor dem Berliner SDS, die Trikolore durch die Rote Fahne zu ersetzen. Als die französische Regierung ihm die Wiedereinreise verweigerte, demonstrierten Pariser Studenten für Cohn-Bendit mit der Losung »Wir sind alle deutsche Juden«.



© Jac. de Nijs / Aneto, CC BY-SA 3.0

Daniel Cohn-Bendit, 1968

Später ließ sich Cohn-Bendit in Frankfurt nieder, besuchte Vorlesungen von Adorno und Habermas, ohne sein Studium zu beenden. Cohn-Bendit solidarisierte sich (»Die gehören zu uns!«) mit den Kaufhaus-Brandstiftern Andreas Baader und Gudrun Ensslin, die er mehrmals im Gefängnis besuchte. Er gründete 1969 eine »Betriebsprojektgruppe« des Frankfurter SDS zur Unterwanderung der Gewerkschaften, aus der die Gruppe »Revolutionärer Kampf« entsprang. Gemeinsam mit Tom Koenigs, Joseph Fischer und dem späteren Varieté-Direktor Johnny Klink gründeten sie die Frankfurter Karl-Marx-Buchhandlung. Cohn-Bendit beteiligte sich am Widerstand gegen den Abriß leerstehender Häuser im Frankfurter Westend, lehnte aber die Gewalttätigkeit von Fischers »Putztruppe« ab. Er arbeitete in einer Kindertagesstätte, aus der die »Kinderladen«-Bewegung hervorging. 1978 fungierte er als Mitorganisator bei der Gründung der hessischen Grünen. Während Fischers Amtszeit als hessischer Umweltminister fungierte Cohn-Bendit als dessen Politikberater. 1989 wurde er Leiter des Frankfurter »Amtes für Multikulturelle Angelegenheiten«.

Cohn-Bendit sammelte Forderungen Frankfurter Einwanderer und versuchte diese durchzusetzen: Die Gründung einer kommunalen Ausländervertretung, Rechtsberatung für Migrantenvereine, Antidiskriminierungsprogramme für Beamte in Polizei und Stadtverwaltung. Eine städtische Antirassismus-Woche und

ein »Tag der deutschen Vielfalt« wurden organisiert. Von 1994 bis 2014 saß Cohn-Bendit als Abgeordneter im Europäischen Parlament, teils für die deutschen, teils für die französischen Grünen.

JOSEPH MARTIN FISCHER (*1948)

Der Sohn ungarndeutscher Eltern engagierte sich mit 19 Jahren in der APO, jobbte beim Frankfurter SDS-Verlag Neue Kritik, der klassische Theoretiker des Kommunismus neu auflegte, und war 1970 Mitgründer der Karl-Marx-Buchhandlung im Stadtteil Bockenheim, die als Anlaufstelle des sich bildenden Spontimilieus diente. 1971 begann Fischer eine Tätigkeit bei der Adam Opel AG in Rüsselsheim mit dem Ziel, Arbeiter über eine Betriebsgruppe revolutionär zu politisieren. Das führte zur Entlassung nach einem halben Jahr. Es folgten Gelegenheitsarbeiten, unter anderem bis 1981 als Taxifahrer. Daneben fungierte Fischer als führende Figur der Vorläufer der späteren »Autonomen«. Er war Mitglied der Gruppierung »Revolutionärer Kampf« und beteiligte sich an Straßenkämpfen mit Polizisten, die dabei teilweise schwer verletzt wurden. Auf einem später bekannt gewordenen Foto von 1973 ist der verummte Fischer zu sehen, der gemeinsam mit dem später verurteilten Terroristen der »Revolutionären Zellen« Hans-Joachim Klein einen am Boden liegenden Polizisten schlägt. Letztlich erfolglos verliefen damalige Ermittlungen gegen Fischer wegen Landfriedensbruchs, versuchten Mordes und der Bildung einer kriminellen Vereinigung. 1978 kommentierte er mehrere RAF-Morde noch wohlwollend, wovon er sich später distanzierte. 1981 wurde die Tatwaffe zur Ermordung des hessischen Wirtschaftsministers Heinz-Herbert Karry in Fischers Automobil transportiert. Fischer erklärte dazu, das Fahrzeug damals Klein ausgeliehen zu haben, um einen neuen Motor einbauen zu lassen, nichts aber von weitergehenden Absichten des Terroristen gewußt zu haben. 1983 wurde er für die Grünen in den Bundestag gewählt und begann als Parlamentarischer Geschäftsführer zu arbeiten. In diese Zeit fiel der legendäre Anwurf gegen den christsozialen Bundestagsvizepräsident Richard Stücklen: »Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch.« 1985 wurde er hessischer Staatsminister für Umwelt und Energie in der ersten rot-grünen Landesregierung. Legendar ist seine Verteidigung in Turnschuhen und zerknittertem Sakko. 1998 wurde Fischer Außenminister und Vizekanzler in der rot-grünen Regierung unter Gerhard Schröder. In seine Zeit fällt die Beteiligung der Bundeswehr an Auslandseinsätzen in Afghanistan und im Kosovo. Letzteren rechtfertigte er 1999 folgendermaßen: »Ich stehe auf zwei Grundsätzen, nie wieder Krieg, nie wieder Auschwitz, nie wieder Völkermord, nie wieder Faschismus. Beides gehört bei mir zusammen.« 2005 setzte er sich dafür ein, daß das Auswärtige Amt keine Nachrufe mehr für ehemalige Mitarbeiter veröffentlichte, die NSDAP-Mitglieder gewesen waren. Nach

der verlorenen Bundestagswahl 2005 legte Fischer sein Abgeordnetenmandat nieder und übernahm eine Gastprofessur für internationale Wirtschaftspolitik an der Universität Princeton. 2010 folgte eine Gastprofessur der Universität Düsseldorf. Fischer wurde Gründungsmitglied und Vorstand des vom Milliardär George Soros finanzierten »European Council on Foreign Relations«. Es folgten zahlreiche Beraterverträge, unter anderem mit den Energiekonzernen RWE und OMV, mit BMW, Siemens und dem World Jewish Congress. Mittlerweile ist Fischer unter anderem Ehrendoktor der Universität Haifa, er erhielt die höchste Auszeichnung des Zentralrates der Juden in Deutschland, den Leo-Baeck-Preis, für Verdienste im Nahost-Konflikt, und die Europamedaille des Freistaates Bayern.



Tom Koenigs, 2009

TOM CARL JOERGE KOENIGS (*1944)

Der Sproß einer Kölner Bankiersfamilie studierte an der FU Berlin und in Frankfurt Betriebswirtschaftslehre. Er beteiligte sich an Hausbesetzungen und Straßenkämpfen, wurde Mitglied der Gruppe »Revolutionärer Kampf«. Nach dem Studium nahm er eine Tätigkeit als Schweißer bei Opel an, arbeitete dann als Buchhändler. Sein Millionen-Erbe verschenkte Tom Koenigs 1973 dem Vietcong und chilenischen linken Aktivisten. »Ich fand, daß das Geld mir nicht zustand, weil meine Vorfahren es nicht durch eigene Arbeit, sondern vermutlich durch Ausbeutung angehäuft hatten«, erklärt er dazu. Koenigs trat bei den Grünen ein und hatte dort von 1983 bis 1997 diverse Ämter inne. Danach folgten Tätigkeiten für die Vereinten Nationen, etwa als Leiter der UN-Mission in Guatemala und als Vorstandsmitglied von UNICEF Deutschland. Von 2009 bis 2017 war er Bundestagsabgeordneter. 2016 übernahm er eine fünfjährige Bürgerschaft für einen syrischen Einwanderer im Rahmen einer Initiative des Vereins »Flüchtlingspaten Syrien«.

WOLFGANG KRAUSHAAR (*1948)

Der Politikwissenschaftler ist der bekannteste Chronist der 68er-Bewegung. Die familiären Verhältnisse seiner Kindheit waren einfach. Ein nordhessisches Dorf, die Mutter betrieb ein Geschäft für Lebensmittel, der Vater verdiente sein Brot als Kfz-Mechaniker. 1966/67 verweigerte Kraushaar den Wehrdienst, zu dieser Zeit ein Einzelfall. Die Zivildienstzeit in einer psychiatrischen Klinik endete mit der vorzeitigen Entlassung, weil Kraushaar eine bis dahin unübliche Versammlung mitinitiiert hatte, in der Patienten ihre Anliegen vortragen konnten. Kraushaar studierte Philosophie und Germanistik in Frankfurt, wurde 1972 Mitbegründer der »Sozialistischen Hochschulinitiative« und danach AstA-Vorsitzender. Zwischen 1975 und 1982 arbeitete Kraushaar als Lektor im ursprünglich eng mit dem SDS verbundenen Verlag Neue Kritik und als Mitarbeiter am Didaktischen Zentrum der Universität Frankfurt. Nach der Dissertation bei Iring Fetscher wurde Kraushaar seit 1987 bei dem von Jan Philipp Reemtsma gegründeten »Hamburger Institut für Sozialforschung« tätig. In diesem Rahmen hat er zahlreiche Publikationen zu deutschen Protestbewegungen, Totalitarismus, Extremismustheorien, 68er-Zeit, K-Gruppen und RAF-Terrorismus verfaßt. 2004 wurde er zudem Gastprofessor an der Beijing Normal University in Peking.

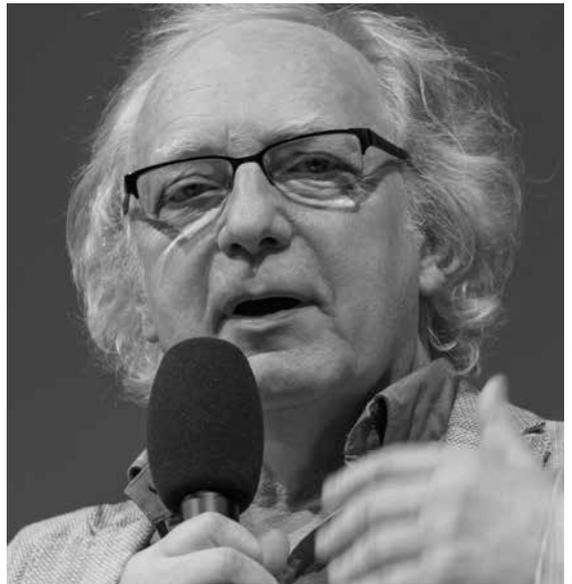
WINFRIED KRETSCHMANN (*1948)

Keine NS-Verstrickten, keine NS-Opfer. Winfried Kretschmann bezeichnete seinen Vater als »sehr liberal« und die Mutter als unpolitisch. Aus Ostpreußen waren sie vertrieben worden, und Vater Kretschmann wünschte sich für seinen Sohn, daß dieser katholischer Pfarrer würde, was sich mit dessen Kindheitswünschen deckte. Katholik blieb Kretschmann junior bis heute, doch das neue Klima der 68er-Revolution machte allen theologischen Phantasien einen Strich durch die Rechnung. Er studierte von 1970 bis 1975 Biologie, Chemie und Ethik für das Gymnasial-Lehramt in Hohenheim. Mit dem Beruf als Lehrer wäre es nach dem Willen des Verfassungsschutzes womöglich nichts geworden. Dieser meldete dem Oberschulamt, daß Kretschmann für kommunistische Studentengruppen zur Wahl des Studentenkonvents kandidiert hatte, was wegen des Radikalenerlasses ein Berufsverbot im öffentlichen Dienst hätte nach sich ziehen können. Mehrere Jahre war er AstA-Vorsitzender und in der Hochschulgruppe des maoistisch orientierten »Kommunistischen Bundes Westdeutschland« aktiv. Hiervon sollte er sich später distanzieren. Nach Überprüfung wurde er dann doch verbeamteter Gymnasiallehrer in diversen baden-württembergischen Städten. 1979/80 gehörte er zu den Mitbegründern der Grünen im Ländle, wurde 1980 erstmals in den Landtag gewählt und wurde bald Fraktionsvorsitzender. 1986/87 arbeitete er für Joschka Fischer als Grundsatzreferent im hessischen Umweltministerium. Danach landete er wieder im Stuttgarter Landtag, um dort 2011

nach einem bedeutsamen Wahlerfolg zum ersten von den Grünen gestellten Ministerpräsidenten gekürt zu werden.

CLAUS LEGGEWIE (*1950)

Claus Leggewie ist heute einer der öffentlichkeitswirksamsten Verteidiger der 68er-Bewegung. Der aus einem bürgerlich-katholischen Elternhaus stammende Publizist trat um 1966 der Jungen Union bei. Damals nahm er an einer großen Schülerdemonstration gegen die Erhöhung der Straßenbahnpreise auf dem Kölner Neumarkt teil. Ihn interessierte dabei nur das Machtgefühl an sich, wie er 2015 dem *Spiegel* verriet: »Man hatte zum ersten Mal das Gefühl von Macht in einer Gemeinschaft, das Gefühl, etwas politisch bewirken zu können. Solche Momente wünsche ich 16-Jährigen heute.« 1968 nahm er sein Studium in Köln und Paris auf. Nach eigenen Aussagen plante er damals einen Anschlag auf das spanische Konsulat in Köln. Die Ausführung sei allerdings daran gescheitert, daß er und seine Mitstreiter in der betreffenden Nacht zu betrunken gewesen seien. Heute bezeichnet Leggewie dieses Vorhaben als »kolossale Dummheit, aber der Anlaß war die Brutalität der Franco-Justiz«. Einen einzigen Pflasterstein hätte er damals in ein Fenster geworfen.



© Raimond Spekking, CC BY-SA 4.0

Claus Leggewie, 2016

Um sich vom orthodoxen Marxismus abzugrenzen, sah Leggewie keine andere Alternative, als Maoist zu werden. 1977 verbreitete er mit anderen Uni-Dozenten das Pamphlet *Buback – ein Nachruf*, das den RAF-Mord am damaligen Generalbundesanwalt rechtfertigte. »Wir haben das veröffentlicht, weil wir Anhänger einer radikalen Rede- und Meinungsfreiheit waren«, rechtfertigte Leggewie sich 2015.

1989 begann Leggewie mit seiner Tätigkeit als Politik-Professor in Gießen. Leggewie erhielt zahlreiche Universitätspreise sowie den Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfa-

len. 2008 wurde er Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung »Globale Umweltveränderungen«. Er ist Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von »Attac« und im »Rat für Migration«.

Heute bringt er 1968 mit den Begriffen »Freiheit, Demokratie, Republik« in Verbindung. Die Bewegung sei in eine »Fundamental-Liberalisierung« Deutschlands gemündet. Das stehe im Gegensatz zu heutigen »Revisionisten«, die 1968 auf der Basis eines »identitären Gegenprogramms« kritisieren, »das im Grunde auf die Bewahrung der Dominanz des weißen Mannes hinausläuft«. Der alte weiße Mann warnt deshalb heute: »Insofern hat 68 noch lange nicht gewonnen. Es steht alles auf dem Prüfstand, es steht vieles auf der Kippe.« Leggewie versteht links und rechts als eine »nach wie vor [...] wichtige Unterscheidung im politischen System«. Und da nun »die Rechte so stark wird«, bräuchte es ein linkes »Gegengewicht«. 2015 zog er sein persönliches Resümee: »Ich finde es großartig, wie wir inzwischen in der Regel mit den Flüchtlingen umgehen. Deswegen stehe ich zu Multi Kulti – und zu 68.«

OSKAR REINHARD NEGТ (*1934)

Der in Ostpreußen aufgewachsene Sohn einer Vertriebenen-Familie studierte Soziologie und Philosophie in Frankfurt bei Horkheimer und Adorno, der auch sein Doktorvater wurde. Von 1962 bis 1970 arbeitete er als Assistent für Jürgen Habermas in Heidelberg und Frankfurt, ehe er 1970 einen Lehrstuhl für Soziologie in Hannover übernahm, den er bis zur Emeritierung 2002 innehatte.

In den SDS war er bereits 1956 eingetreten, warb dort für die enge Zusammenarbeit zwischen marxistischer Linker und Gewerkschaften. Dabei brachte er es zum stellvertretenden Leiter einer DGB-Bundesschule. Eine Absage erteilte Negt dem als »verbrecherisch« bezeichneten Terrorismus, da dieser der linken Sache schade. Nach einer Episode als APO-Wortführer hatte er das »Sozialistische Büro« in Offenbach inne. Es folgte der Kampf für geringere Arbeitszeiten, konkret: Die 35-Stunden-Woche, die als qualitativer Sprung in eine neue Gesellschaft bewertet wurde. Später folgte der Einsatz für das bedingungslose Grundeinkommen. Negt gehörte zu den Mitbegründern der reformpädagogischen Glockseeschule in Hannover, in der die Prinzipien des Projektunterrichts und der Selbstregulation herrschten.

Bereits 1994 beunruhigte Negt »die geistig-politische Vorherrschaft konservativer und neo-liberaler Ideologien im öffentlichen Leben«. 2013 rief er die SPD-Mitglieder zur Ablehnung des Vertrags zu einer Großen Koalition auf. Angesichts des Erstarkens von »Populismus« und »rechtsradikalen Tendenzen« in Europa plädierte Negt dafür, wieder eine »praktisch eingreifende Kapitalismuskritik« zu entwickeln. Da erstmals wieder seit 1945 die »Gefahr von Weimar« vor der Tür stehe, favorisiert Negt eine rot-rot-grüne Koalition: »Nur die ar-

beitsteilig zusammenarbeitende Linke ist in der Lage, den Zusammenbruch demokratischer Institutionen zu verhindern.«

FRANZ-JOSEPH RUPERT OTTOMAR VON PLOTTNITZ-STOCKHAMMER (*1940)

Geboren in Danzig, studierte von Plottnitz Jura in Grenoble, Frankfurt und der FU Berlin. Er trat in den Frankfurter SDS ein und begann 1969 in der Mainmetropole als einer der prominentesten linken Rechtsanwälte zu arbeiten. Seine Fertigkeiten konnte er im Stammheimer RAF-Prozess anwenden, in dem er den Terroristen Jan-Carl Raspe verteidigte. 1987 wurde er hessischer Landtagsabgeordneter für die Grünen, Fraktionsvorsitzender und 1995 Justizminister in Wiesbaden. Nun setzte er sich dafür ein, daß Sitzblockaden zur gewaltfreien Demonstrationsform wurden, daß das »Lebenslang« für Mörder abgeschafft und Deutschland zum Einwanderungsland erklärt wurde. Doch selbst Bauchtänzerinnen als Unterhaltungsangebot bei Gefängnisfeiern verhinderten nicht einige spektakuläre Ausbrüche in seiner Ministerzeit.



© Hydro, CC BY-SA 3.0

Oskar Negt, 2011

Heute lebt von Plottnitz in einem Stilaltbau im Frankfurter Nordend. Er engagiert sich im Wissenschaftlichen Beirat von Attac sowie im Kuratorium von »medico international« und ist Mitglied im Staatsgerichtshof des Landes Hessen.

THOMAS SCHMID (*1945)

Der Arztsohn Thomas Schmid flüchtete 1952 mit seiner Familie aus der DDR, studierte Germanistik, Anglistik und Politikwissenschaft in Frankfurt. 1968 wurde er SDS-Mitglied und gehörte neben Cohn-Bendit, Fischer und dem Kabarettisten Matthias Beltz zu den Gründern der Sponti-Gruppe »Revolutionärer Kampf«. Nach einer Tätigkeit im Rüsselsheimer Opel-Werk arbeitete Schmid ab 1975 in der Redaktion der Zeitschrift *Autonomie*. Danach war er als Lektor im Verlag Klaus Wagenbach sowie für das linke Stadtmagazin *Pflasterstrand*, die Berli-



Farbeiereinsatz bei der »Schlacht am Tegeler Weg« am 4. November 1968. Bei dieser – von SDS und APO initiierten – gewaltsamen Auseinandersetzung wurden 130 Polizisten und 22 Demonstranten erheblich verletzt.

ner *taz* und *Die Zeit* tätig. Ab 1983 setzte er sich wie Winfried Kretschmann für eine gemäßigte Ausrichtung der Grünen hin zur Mittelschichtspartei ein. Mit Cohn-Bendit veröffentlichte er 1993 das Buch *Heimat Babylon. Das Wagnis der multikulturellen Demokratie*. Im gleichen Jahr intensivierte Schmid seine journalistische Karriere und wurde Feuilletonchef der *Berliner Wochenpost* unter Chefredakteur Mathias Döpfner. Mit diesem ging er zur *Hamburger Morgenpost*, wurde schließlich 2006 Chefredakteur der *Welt*.

Schmid bewahrte sich einen undogmatischen Zug. 1994 gehörte er zu den Mitunterzeichnern eines Appells gegen den »antifaschistisch« motivierten Brandanschlag auf die Druckerei der *Jungen Freiheit*. Später verteidigte er den FDP-Politiker Jürgen Möllemann und sprach sich für eine Historisierung des Nationalsozialismus aus.

HANS-GERHART SCHMIERER (*1942)

»Joscha« Schmierer war 1968 Mitglied im Bundesvorstand des SDS. 1969 endete Schmierers akademische Laufbahn, nachdem er seinen Doktorvater, den Heidelberger Historiker Werner Conze, bei einer Veranstaltung mit Eiern beworfen hatte, als dieser die Wehrmacht in Schutz nahm. 1975 folgte eine achtmonatige Haftstrafe in der JVA Waldshut nach einer Verurteilung wegen schweren Landfriedensbruchs. 1973 gehörte er zu den Mitbegründern der straff organisierten maoistischen K-Gruppe »Kommunistischer Bund Westdeutschland« (KBW) und fungierte dort bis zu dessen Auflösung 1985 als Führungsperson. Bekannt wurde

Schmierer damals durch seine Ergebenheit gegenüber dem massenmörderischen Pol-Pot-Regime in Kambodscha. 1978 reiste er mit einer KBW-Delegation zu einem Solidaritätsbesuch in das südostasiatische Land. Noch 1980, Pol Pot war bereits gestürzt und der Massenmord an rund zwei Millionen Bürgern der Weltöffentlichkeit bekannt, schickte Schmierer ein Telegramm an den Ex-Machthaber, in dem er diesem »unsere feste Solidarität« zusagte. So viel außenpolitische Kompetenz hinderte Joscha Fischer nicht daran, Schmierer 1999 als Mitarbeiter in den Planungsstab des Auswärtigen Amtes zu berufen. Im Gegenzug verteidigte Schmierer noch 2001 Fischers einstige Gewaltexzesse und gab der Polizei eine Mitschuld daran. In seiner Tätigkeit im Auswärtigen Amt beschäftigte sich Schmierer unter anderem mit Grundsatzfragen der Europapolitik. Schmierer behielt auch noch unter Fischers Nachfolger Frank-Walter Steinmeier bis 2007 diese Funktion. Der einstige Chefredakteur der Zeitschrift *Kommune* konnte in vielen Artikeln für die *Berliner taz*, aber auch für die bürgerliche Presse diverse westliche Militäreinsätze als »konsequente Weltinnenpolitik« rechtfertigen.

JÜRGEN TRITTIN (*1954)

Jürgen Trittin ist zu jung, um als echter 68er durchzugehen, wenngleich er bereits 1969 als Schüler an Demonstrationen in Bremen teilgenommen haben soll. Doch er steht exemplarisch für jene, die unmittelbar in jenen damals noch frischen Strukturen sozialisiert wurden, die die 68er aufgebaut hatten. Der Sohn eines Sturm- bannführers der Waffen-SS studierte Sozialwis-



senschaften in Göttingen. Er wurde für die »Sozialistische Bündnisliste«, einer Kooperation der trotzkistischen »Gruppe Internationale Marxisten« (GIM), des maoistischen »Kommunistischen Bundes« (KB) und anderer Linksradikaler, Mitglied im Fachschaftrats. 1978 kandidierte er erfolgreich für die »Liste demokratischer Kampf« des »Kommunistischen Bundes« für einen AstA-Sitz und wurde schließlich Präsident des Studentenparlaments. Die Organisation von Demonstrationen und die Beteiligung an Hausbesetzungen waren für das KB-Mitglied Teil einer politischen Gesamtstrategie. »Wir wollten einen anderen Staat«, erklärte er rückblickend 2001. Trittin bekundete, sich schon aus charakterlichen Gründen nicht an Gewaltakten beteiligt zu haben. Dennoch sei das Verhältnis des KB zum Terrorismus nicht von moralischer, sondern nur von instrumenteller Ablehnung geprägt gewesen: »Wir sahen im Terrorismus einfach nicht das geeignete Mittel für unsere Ziele. Wir waren keine pazifistische Vereinigung.« Anfang der 1980 wandte sich Trittin der KB-Abspaltung »Gruppe Z« zu, deren Ziel die linke Unterwanderung der im Entstehen befindlichen Grünen war. 1981 wurde er wissenschaftlicher Assistent der »grün-alternativen« Stadtratsfraktion in Göttingen, arbeitete als Pressesprecher der niedersächsischen »grünen« Landtagsfraktion und wurde 1985 Landtagsabgeordneter. 1989 war Trittin einer der Mitbegründer der berühmten »antifaschistischen« Zeitschrift *Der Rechte Rand*. Von 1990 bis 1994 fungierte er als niedersächsischer Minister für Bundes- und Europaangelegenheiten. Es folgte 1998 der Einzug in den Bundestag und umgehend bis 2005 die Tätigkeit als Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit. Energiewende, Ökosteuer und Dosenpfand wurde unter seiner Ägide vorbereitet. 2012 nahm er an der Bilderberg-Konferenz in Chantilly/Virginia teil. Bereits 1999 hatte Trittin Deutschland als ein »in allen Gesellschaftsschichten und Generationen rassistisch infiziertes Land« bezeichnet.

KARL DIETRICH WOLFF (*1943)

Der Richtersohn besuchte ein hessisches Gymnasium, dann eine amerikanische High-School

und wurde 1962 für zwei Jahre Zeitsoldat bei der noch jungen Bundeswehr. Danach studierte er Jura in Marburg. Gemeinsam mit seinem Bruder, dem Orchestermusiker Frank Wolff, wurde er in der Studentenbewegung aktiv. Er wurde ins Frankfurter Studentenparlament und den AstA gewählt. 1967/68 fungierte KD Wolff als Erster Vorsitzender des »Sozialistischen Deutschen Studentenbunds« (SDS). 1969 reiste er auf Einladung der 1960 gegründeten Organisation der Neuen Linken, »Students for a Democratic Society«, durch die USA und mußte sich dort vor dem »Komitee für unamerikanische Umtriebe«, einem Gremium des Repräsentantenhauses, rechtfertigen, weil er über einen US-Senator als »rassistischen Banditen« gesprochen hatte. 1970 besuchte Wolf mit einer Delegation die Volksrepublik Nord-Korea. Das Frankfurter SDS-Mitglied Werner Olles, einst als Chauffeur für Wolff tätig, schrieb 1998: »Wenn der ehemalige SDS-Vorsitzende K.D. Wolff von einer seiner Nordkorea-Reisen zurückkam und voller Stolz das Kim-Il-Sung-Käppchen trug, aber über die Konzentrationslager des dortigen Regimes nichts zu erzählen wußte, sagte auch das viel über das Verhältnis der Neuen Linken zu den Diktaturen dieser Welt aus, ebenso wie sein das nordkoreanische Henker-Regime glorifizierender Aufsatz im »Kursbuch.« Olles distanzierte sich von Wolffs Umfeld und Gewaltapologetik, nachdem es zu Anschlägen auf ame-

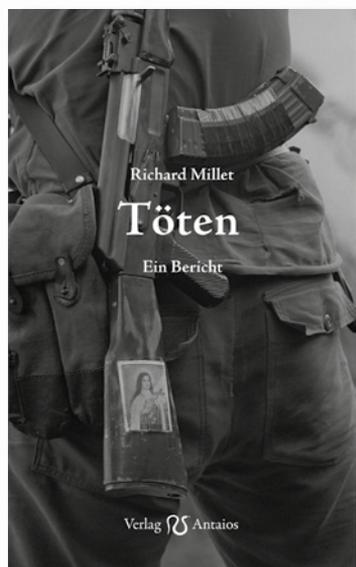


© Jac. de Nijs / Anefo, CC BY-SA 3.0

Karl Dietrich Wolff (1968)

rikanische Einrichtungen in Frankfurt gekommen war und des Verrats verdächtige »Genossen« observiert wurden. In dieser Zeit begann auch Wolffs Tätigkeit als Verleger. Er gründete den Verlag Roter Stern, der später in Stroemfeld/Roter Stern und Stroemfeld/Nexus umbenannt wurde. In den 90er Jahren fungierte Wolff als Beiratsmitglied im Vorstand des PEN-Zentrums Deutschland. Die Deutsche Nationalbibliothek in Frankfurt präsentierte 2010 in ihren Räumlichkeiten eine Ausstellung anlässlich der 40-jährigen Gründung seines Verlages. ■

Richard Millet bei Antaios



Töten

Ein Bericht

144 S., Broschur, 16 €

Schnellroda 2018

ISBN 978-3-944422-89-3

Hat Richard Millet getötet? Hat er einer völlig aus der Zeit gefallenen Beteiligung am Bürgerkrieg die Krone aufgesetzt, indem er etwas tat, das noch viel gründlicher aus der Zeit gefallen ist? »Töten« – ein packender Rechenschaftsbericht! Literarisch kongenial übersetzt von Christa Nitsch und mit einem Vorwort versehen von Benedikt Kaiser.

Verlorene Posten

Schriftsteller – Waldgänger – Partisan

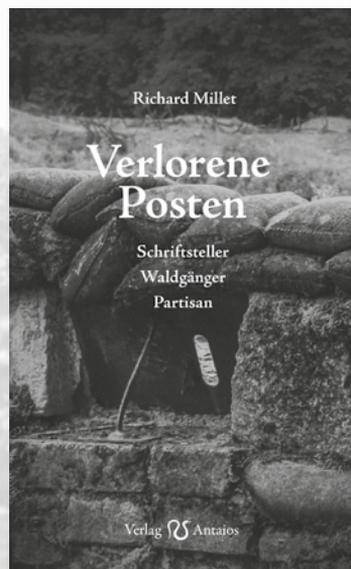
246 S., Broschur, 18 €

Schnellroda 2018

ISBN 978-3-944422-25-1

Milletts Revolte gegen die Totalherrschaft der Schwätzer markiert würdige verlorene Posten. Schriftsteller, Waldgänger, Partisan. Der vorliegende Band versammelt essentielle Texte Milletts, darunter »Antirassismus: Terror gegen die Literatur«, »Der Schriftsteller als Partisan« und »Der erschöpfte Sinn«.

Übersetzt von Silke Lühhmann und Christa Nitsch, mit einem einführendem Text von Thorsten Hinz.



Verlag  Antaios

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 90 43 96 · Fax: (034632) 90 43 97 · e-Post: vertrieb@antaios.de

www.antaios.de

Kunst ist frei – das Trojanische Pferd

Vom 13. bis zum 16. April stand das Kunstprojekt »Das Trojanische Pferd – eine kunstvolle Metapher für die Situation in unserem Land« vor dem Kulturpalast in Dresden – initiiert und bewerkstelligt von einer unabhängigen Gruppe Bürger, gedacht auch als Anschluß an die mehr als fragwürdige, städtisch ins Werk gesetzte Installation von Flüchtlingsbussen vor der Dresdner Frauenkirche.

Sezession dokumentiert mit freundlicher Genehmigung der Redner vier der Eröffnungsreden sowie Bilder dieses in der digitalen Welt als »Trojaner« bekannten, in Dresden erneut plastisch gewordenen Sinnbilds von List, Warnung, Blindheit und bösem Erwachen. Die Einordnung in den Dresdner Kontext und in die nun allenthalben aus dem Frühlingboden bürgerlichen Widerstands sprießenden Projekte nahm am 15. April Vera Lengsfeld vor. Ihr Text, den sie uns zum Abdruck freigab, erschien zunächst auf ihrer Internetseite vera-lengsfeld.de.

Das Trojanische Pferd von Dresden

von Vera Lengsfeld

Dresden hat von sich reden gemacht, als die Stadtspitze 2016 vor der Frauenkirche die drei Schrottbusse des Deutsch-Syrers Manaf Halbouni installieren ließ, die als Mahnmal gegen Krieg und Terror an die in Aleppo als Schutz vor Heckenschützen aufgestellten Busse erinnern sollten. Leider hatten die Befürworter übersehen, daß die Originalbusse beflaggt waren. Es handelte sich um die Fahne der »Ahrar-ash-Sham«, die vom Bundesamt für Verfassungsschutz als terroristische Vereinigung eingestuft wurde und laut Stiftung Wissenschaft und Politik zum »islamistisch-salafistischen Spektrum« gehörte. Der Künstler wollte nichts davon gewußt haben, hatte aber auch keine Probleme damit, als er es zur Kenntnis nehmen mußte. Die Stadt zahlte nicht nur eine unbekannte Summe

Geldes für das fragwürdige Monument, sie schritt auch nicht ein, als aus einem der Busse Öl austrat und den Betonsockel kontaminierte. Von einer Kritik des Dresdener Künstlerverbandes Atticus war damals nichts zu hören.

Das ist mit der neuen Kunstinstallation, die Dresden keinen Cent kostet, keine fragwürdigen Hintergründe hat und auch nichts kontaminiert, anders. Die Rede ist vom »Trojanischen Pferd«, das am Freitagabend vor dem Kulturpalast aufgestellt wurde. Das Werk wurde vom Verein »ProMitsprache« und der Gruppe »Kunst ist frei« aufgestellt. Die Macher sehen es als passende Mahnung »für das, was uns bewegt und Sorgen macht«.

Im Mythos ziehen die Trojaner das von den Griechen am Strand zurückgelassene Pferd entgegen göttlicher Warnungen in die Stadt und legen sich unbesorgt schlafen. In der Nacht klettern die verborgenen griechischen Soldaten heraus und zerstören die Stadt.

Der Dresdner Verein Atticus, der gegenüber der ans Licht gekommenen islamistischen Symbolik der Schrottbusse unbesorgt war, sieht in dem Pferd einen »schleichenden Angriff auf die Grundwerte unserer Demokratie unter der Bemäntelung von Heimat- und Freiheitsliebe«.

Wieder einmal wird Kritik nicht daran geübt, was die Initiatoren gesagt haben, sondern daran, was man ihnen unterstellt. Die Gruppe »Kunst ist frei« hatte geschrieben:

»Unser Kunstwerk ... wollen wir in die Reihe der von der Dresdener Stadtspitze initiierten Kunstinstallationen stellen. Kontrovers, zum Nachdenken anregend und mit dem Herzen fühlend, was unsere Dresdner Bürgerschaft wirklich bewegt. Wir wollen ein gleichberechtigter Teil eines öffentlich geführten Diskurses sein. Wir möchten in Frieden leben in dieser Stadt, in diesem Land mit all jenen, die unsere Kultur und unseren Glauben wertschätzen«.

Die Dresdener nahmen jedenfalls trotz heftigen Regens Anteil an der Einweihung des 500 Kilo schweren und fünf Meter hohen Kunstwerks. Möge es die nötige Diskussion anregen!



I. Redebeitrag von Daniel Heimann

Daniel Heimann ist Unternehmer, Vater von drei Kindern, gläubiger Christ, einer der Köpfe der Bürgergruppe »Pro Patria Pirna« und einer der Protagonisten des Films Montags in Dresden, für den er sich ein halbes Jahr lang mit der Kamera begleiten ließ.

Die Geschichte, die Metapher des Trojanischen Pferdes ist die von einer Kriegslist. Eine List ist immer die Vortäuschung falscher Tatsachen, also eine Lüge. Insofern steht dieses Pferd für mich als Kunstobjekt für die Lüge, mithin für die Lüge in unserem Land. Und damit meine ich nicht die kleine Notlüge, die uns dazu verhilft, die eine oder andere persönliche Verletzung zu vermeiden oder eine peinliche Situation für alle Beteiligten gesichtswahrend zu meistern. Nein, wenn ich von der Lüge rede, dann meine ich dies durchaus im Sinne der göttlichen Gebote, die für unser Volk lange Richtschnur und Maßstab seines Handelns waren.

Dieses Lügenpferd wird heute von vielen Helfern durch das Land geschleift. Es sind einige Politiker, Funktionäre, Medienleute, Kirchenvertreter, Profiteure und Landsleute darunter, alle Beteiligten sind und bleiben aber Teil und Bestandteil unseres Volkes und unserer Gesellschaft. Das Lügenpferd gebiert unablässig neue Lügen, große und kleine. Die Lüge und die Behauptung kommen in den unterschiedlichsten Figuren, Rollen und Erscheinungsformen daher. Sie sind des Kaisers Neue Kleider, die Stigmatisierung des Anderen, der Selbstbetrug, die Halbwahrheit, das Attribut vor einem Substantiv, das Schweigen selbst in der Gegenwart

der Unwahrheit. Die Lüge sitzt grinsend in den Talkshows unseres Landes, als Parole und als Schlagwort springt sie auf die nächste Plakatfläche, durch die tausendfache Wiederholung wird sie zur Propaganda. Sie versucht, die Wahrheit zu relativieren und zu verdrehen, schließlich wird die Wahrheit selbst der Unwahrheit bezichtigt. Damit bemächtigt sich die Lüge einer ganzen Gesellschaft, wird zum allmächtigen Wesen, das Teile unseres WIR im wahrsten Sinne des Wortes verrückt werden läßt.

Die Lüge ist eines der größten Probleme unserer Gesellschaft in der Gegenwart. Sie ist das Böse, der Totalangriff gegen alle Wesensstränge unseres Daseins, sie wirkt wie ein Spaltpilz, der Traditionen und Konventionen, Religionen und selbst Familien spaltet und zerstört. Die Lüge erzeugt auf Grund ihrer scheinbaren Mächtigkeit Angst, diese Angst macht uns krank und frißt unsere Gesellschaft von innen auf. Die Macht der »Fake-News« (eine unsägliche Wortschöpfung) verhindert den inneren Frieden und das nötige Vergeben in unserem Land, gerade im Angesicht der Opfer, die die Lüge jeden Tag fordert. Kein Thema, das vor ihr sicher wäre: die alltägliche Rechtsbeugung, die illegale Massenmigration, die wunderbare Bipolarität von Mann und Frau, die guten und wichtigen Traditionslinien eines Volkes, unser Gottesbild, die bewährten Modelle der Erziehung und Bildung unserer Kinder.

Was tun? Wie Paroli bieten? Mich hat bereits vor Jahren der dazu passende Text von Alexander Solschenizyn aus dem Jahr 1974 tief beeindruckt. Freilich schrieb Solschenizyn damals in ungleich größerer Gefahr, die momentane Lage in unserem Land erscheint mir aller-



dings ausreichend, den Text vom 12. Februar 1974 mit einigen beachtlichen Parallelen zur Gegenwart zu versehen. Der flammende Appell an seine Mitbürger heißt: »Lebt nicht mit der Lüge«. Solschenizyn geht zuerst auf die scheinbar verzweifelte und aussichtslose Lage seines Volkes ein. Zitat: »Was sollten wir denn dagegen tun? Wir haben nicht die Kraft. Keine Härte, kein Stolz, kein leidenschaftlicher Wunsch ist uns geblieben. Sich bloß nicht von der Herde lösen, keinen Schritt alleine tun.« Solschenizyn kommt im weiteren Verlauf des Textes zur Lüge: »Wenn die Gewalt in das friedliche Leben der Menschen einbricht, dann glüht ihr Gesicht vor Selbstsicherheit, sie trägt es auf die Flagge geschrieben und schreit: Ich bin die Gewalt! Auseinander fort – ich trete drauf. Doch Gewalt altert schnell ... und ruft sich unweigerlich die Lüge zum Verbündeten. Denn: Gewalt kann sich hinter nichts anderem verbergen als hinter der Lüge und die Lüge kann sich nur durch Gewalt halten. Und nicht jeden Tag, nicht auf jede Schulter legt die Gewalt ihre schwere Pranke, sie fordert von uns nur, der Lüge ergeben zu sein, täglich an der Lüge teilzunehmen – und darin liegt die ganze Ergebnisheit. Und hier nämlich liegt der von uns vernachlässigte, einfachste und zugänglichste Schlüssel zu unserer Befreiung: Selbst nicht MITLÜGEN ... Denn wenn die Menschen von der Lüge Abstand nehmen, dann hört sie einfach auf zu existieren. Wie eine ansteckende Krankheit kann sie nur in den Menschen existieren ... Unser Weg: In nichts die Lüge bewußt unterstützen ... und wir werden erstaunt sein, wie schnell und hilflos die Lüge abfällt, und was nackt und bloß dastehen soll, wird dann nackt und bloß vor der Welt

stehen ... und möge jeder wählen, ob die Zeit für ihn gekommen ist, sich als ehrlicher Mensch zu mausern, der die Achtung seiner Kinder und Zeitgenossen verdient.«

Ich rufe euch heute zu: Bleibt, seid und werdet standhaft in der Wahrheit! Gott schütze und behüte euch! Vielen Dank!

II. Redebeitrag von Hans-Joachim Maaz

Der Psychiater und Psychotherapeut Hans-Joachim Maaz, Jahrgang 1943, ist unmittelbar nach der Wende mit seinen Büchern Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR sowie Die Einheit beginnt zu zweit. Ein deutsch-deutsches Zwiegespräch bekanntgeworden. Heute hält er in überfüllten Sälen Vorträge über die »normopathische Gesellschaft«.

Während meiner pubertären Auseinandersetzungen mit der Nazi-Vergangenheit habe ich mich immer gefragt: Und wie hätte ich mich verhalten? Eine Identifikation mit dem unfaßbaren Verbrechen der Deutschen war absolut undenkbar, aber was machte mich so sicher, ein besserer Mensch zu sein? Ich begriff bald, daß es eben nicht nur die Nazis waren, sondern eine Mehrheit der Deutschen begeistert in den Krieg gezogen ist und mit der Judenvernichtung einverstanden war. War die Mehrheit so krank? Waren meine Eltern und Großeltern böse Menschen? Und ich? Meine Berufswahl war getragen von der tiefen Beunruhigung, das Böse in uns Menschen und in mir und die massenpsychologische Kraft des Mitläuferverhaltens zu verstehen.



Und ich habe schließlich erkennen müssen, daß destruktives Verhalten immer eine persönliche Quelle hat und eine soziale Unterstützung sucht. Jeder Täter war immer zuerst ein Opfer! Das entschuldigt keine Straftaten, ist aber für Heilung und Prävention ein wichtiger Ansatz. Verunsicherte und gekränkte Menschen sind eher in der Lage, Falsches und Böses zu tun, wenn es von ihnen verlangt wird oder sie sich Vorteile und Anerkennung davon versprechen. Massenpsychologisch entsteht so eine gesellschaftliche Fehlentwicklung, eine Normopathie, in der das Gestörte für normal gehalten wird, weil es politisch gewollt, ökonomisch erzwungen und moralisch-religiös verlangt wird – und dann eine Mehrheit so denkt und handelt, wie es erwünscht oder gefordert wird.

Eine solche Anpassung verlangt nach Entschädigung. Im deutschen Nationalsozialismus war es der Größenwahn der Weltherrschaft einer Herrenrasse; in der DDR war es die Illusion von Frieden und Sozialismus durch einen neuen Menschen; in der heutigen narzißtischen Gesellschaft ist es die Illusion eines unbegrenzten materiellen Wachstums mit Wohlstand für alle.

Wenn die Entschädigung sich als großer Irrtum erweist, kollabiert nicht nur die normopathische Gesellschaft, sondern auch die individuelle Anpassung: Alle bisherigen Überzeugungen sind dann falsch und jeder Einzelne ist wieder der eigenen Bedürftigkeit, dem Begrenzten, dem Fehlerhaften und Bösen ausgesetzt. Es gibt dann vier Möglichkeiten:

1. Man wird krank.
2. Man ist bemüht, das Bisherige unbedingt zu verteidigen. Also: Weiter so! Alternativ-

los! Wir schaffen das! Das ist eine humanitäre Pflicht!

3. Man sucht Sündenböcke, angeblich Schuldige, die man dann abwerten, einschüchtern, diffamieren und verfolgen kann. Das gelingt besonders leicht, wenn tatsächlich eine reale Schuld belegt werden kann, die aber in keinem Verhältnis zur Beschuldigung steht.
4. Man gehört zu den Menschen, die bei Veränderungsprozessen und Krisen um ihre Würde ringen.

Der Kampf um die Würde beginnt, wenn die Anpassung zur Qual wird, wenn die Fremdbestimmung keinen Raum mehr für Selbstbestimmung läßt, wenn der Kontakt zu sich selber verloren geht, wenn man sich selbst nicht mehr leiden kann und wenn die Inkaufnahme von Konsequenzen leichter zu ertragen ist, als der Selbstverrat durch Anpassung.

Die Würde verlangt nach Wahrheiten, nach Echtheit und Realitätsbezug. Wenn die gesellschaftliche Entwicklung krisenhaft wird, ist das »Weiter so!« bloß Opium für das Volk zu seiner Ruhigstellung. Die Projektion der Schuld ist hingegen die Anstiftung zur Spaltung, zu Feindschaft und Gewalt. Realitätsbezug hingegen ist die Herausforderung, Ideen, Vorschläge und Visionen für bessere Lebensformen zu entwickeln

Das trojanische Pferd ist für mich ein Symbol des Krieges, das ich gerne überwinden möchte. Es ist das Zusammenspiel von List und Naivität. List ist die Macht und Gewalt der Schwachen, der Verlierer, der Gekränkten und Verunsicherten. Naivität ist der narzißtische Übermut einer angeblichen Überlegenheit und



der infantile Schutz vor bitterer Erkenntnis und belastender Wahrheit.

Auf der Seite der List stehen für mich folgende Ereignisse:

- ◆ 1945 den Deutschen nur Demokratie verordnet zu haben und in der Ost-West-Spaltung den Haß nicht aufzulösen, sondern im »Geschwisterkrieg« zu binden und damit psychosoziale Reife zu verhindern;
- ◆ 1990 den Ostdeutschen mit Bananen und Begrüßungsgeld die Revolution billig abgekauft zu haben;
- ◆ seit 2015 mit unkontrollierter Masseneinwanderung die westliche Lebensform herauszufordern und infrage zu stellen.

Auf der Seite der Naivität stehen:

- ◆ Die Illusion, die Vergangenheit nur durch Erinnerungskultur, Gelöbnisse, Feiertagen und Lippenbekenntnisse bewältigen zu wollen, ohne die individuelle Schuld persönlich zu bekennen und zu verarbeiten;
- ◆ die Illusion, daß im Westen alles besser sei;
- ◆ die Illusion, daß Willkommenskultur und Integrationsbemühungen das Problem der Migration und der weltweiten sozialen Ungerechtigkeit lösen könnten.
- ◆ Die heutige Naivität und Überschätzung erlebe ich zunehmend als bedrohlich, wegen der Realitätsverleugnung, wegen der Verharmlosung und Schönfärberei der Gesellschaftskrise, der oft einseitigen und ideologisierten Berichterstattung, wegen

der feindseligen Spaltung der Gesellschaft, der Zunahme der Gewalt und wegen des Politikversagens.

Und ich stehe erneut vor der Frage: Was tue ich heute? Meine Antwort ist auch eine Antwort auf die offen gebliebene Frage: Und wie hätte ich mich damals verhalten? Um meine Würde zu wahren, um meine öffentliche und private Meinung halbwegs unter einen Hut zu bringen, muß ich mich äußern, muß ich meine Erkenntnisse und Deutungen zur Diskussion bringen als den mir möglichen Beitrag zur notwendigen Gesellschaftsentwicklung.

Kein Weiter so!

Kein »Geschwisterkrieg«!

Keine Diffamierung Andersdenkender!

Ehre dem Protest!

Breite Diskussion darüber, was wir verändern wollen und bewahren müssen!

Gesellschaftlich rufe ich mich und alle anderen – besonders auch alle linken und rechten Kämpfer – auf, Forderungen an die politische Elite zu stellen, den Druck nach oben zu entfalten, den Diskurs über unsere Lebensform und Zukunft zu führen, statt sich gegenseitig zu lähmen und zu schwächen.

III. Redebeitrag von Angelika Barbe

Angelika Barbe, Jahrgang 1951, war DDR-Oppositionelle und Mitgründerin der Ost-SPD kurz vor der Wende. Sie saß für die SPD Anfang der 1990er-Jahre im Bundestag, trat 1996 jedoch gemeinsam mit Vera Lengsfeld zur CDU über und arbeitete bis zu ihrer Pensionierung

für die Landeszentrale für politische Bildung in Sachsen. Im März 2018 wurde sie ins Kuratorium der AfD-nahen Erasmus-Stiftung berufen.

Die Zivilgesellschaft meldet sich heute mit einer wunderbaren kreativen Kunst-Aktion öffentlich zu Wort – in Dresden, der verleumdeten Stadt in Dunkeldeutschland. Das hölzerne Pferd ist für mich ein Sinnbild der Warnung. Denn es hätte in Troja keinen Schaden angerichtet, wenn – ja wenn die Trojaner auf Cassandra und Laokoon gehört hätten. Beide warnten davor, das Pferd, das die Griechen vor den Toren Trojas zurückgelassen hatten, in die Stadt zu holen. Die Bewohner hatten Troja zehn Jahre tapfer verteidigt und verfielen nun dem Irrglauben, ihre Feinde hätten den Kampf aufgegeben und feierten voreilig das Ende des Krieges. Sie trauten den Verführern, die die Warnungen ignorierten. Troja ging unter.

Wie war es 1989, als die Ostdeutschen – angeführt von Wenigen – auf die Straße gingen, um Rechtsstaat, Demokratie und Freiheit einzufordern? Damals versuchten die SED-Machthaber, die Bürger zu täuschen, gaukelten ihnen vor, plötzlich in einen »Dialog« eintreten zu wollen, den sie 40 Jahre verweigert hatten. Sie stürzten schnell noch Honecker und präsentierten uns Krenz, den verhassten Bonzen, der Kreide gefressen hatte, um an der Macht zu bleiben.

Die Bürgerrechtler ließen sich von diesen trojanischen Versprechungen nicht blenden, gründeten als demokratische Alternativen das Neue Forum, den Demokratischen Aufbruch, Demokratie Jetzt, die SPD in der DDR. Die Bürger schlossen sich hoffnungsvoll den neuen Gruppierungen an, weil sie das Ziel einte – der Sturz der SED und der Wunsch nach freien Wahlen.

Zuvor hatten die gleichgeschalteten Medien die Bürger mit der 3V-Strategie zu beruhigen versucht.

Das erste V: Sie verschwiegen die Wirklichkeit und gaukelten Potemkinsche Dörfer vor. Wenn es sich nicht mehr verschweigen ließ, wurde

das zweite V angewandt: das Verharmlosen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bankrotts der DDR. Und als auch das nicht mehr fruchtete, gingen sie

zum dritten V über: Sie verleumdeten Bürger und Bürgerrechtler und verkündeten als Hofpostillen der SED die Unwahrheit. Die Ostdeutschen fielen auf diese Strategie nicht mehr herein, wollten wie Vaclav Havel »in der Wahrheit leben« und demonstrierten bis zur friedlichen Machtaufgabe der SED. So mußte die SED zähneknirschend freie Wahlen zugestehen. Allerdings versucht sie bis heute, sich mit mehrfach gewendetem Namen zu tarnen, als Friedensstaube zu verkaufen und die Macht wiederzuerlangen.

Es bleibt die erdrückende Erkenntnis des großen sozialen Einflusses von Gesellschaft, Medien und Mehrheitsmeinung auf die »Untertanen«, die dadurch blind für die Realität wer-

den können. Es ist tatsächlich schwer, sich von äußerer Bevormundung zu befreien. Es gab kein Recht in der DDR, die Bürger waren der Willkür des Staates ausgeliefert. Dieses Recht erkämpften sie sich 1989 mit Mut und großer Zivilcourage selbst. Und sie verstanden, was vielen Westdeutschen heute noch nicht bewußt ist:

Freiheit heißt nicht, daß man alles tun kann, was man will, sondern daß man nicht tun muß, was man nicht will (Rousseau). Die Bürger wollen nicht auf den – unter Leid und Repressionen errungenen – Rechtsstaat verzichten und auch nicht auf gesicherte Grenzen und auch nicht in der »Herrschaft des Unrechts« (Seehofer) leben. Denn das hatten sie bereits.

Das aber will die heutige politische Elite nicht wahrhaben. Die Mehrheit lebte jahrzehntelang im Wohlstandsdeutschland, wo man Revoluzzer sein konnte, aber kein Revolutionär sein mußte. Sie jubelten die DDR zum »besseren deutschen Staat« hoch, der den Ostdeutschen als Strafe für Auschwitz zugemutet wurde, in dem sie selbst aber nicht leben wollten. Sie fühlen sich heute in ihrer Arroganz der Macht unangreifbar und verhalten sich auch so, weil sie in geschützten Arealen leben, ihre Kinder Privatschulen besuchen und sie selbst hochdotierte Posten bekleiden. Sie lassen sich nicht von ihrem Projekt »Relocation und Resettlement« (Migrantenansiedlung) abbringen, das auch im Koalitionsvertrag vereinbart wurde, schon gar nicht von Ostdeutschen und erst recht nicht vom gemeinen Volk, das Gabriel als »Pack« und Maas als »Nazis in Nadelstreifen« titulierte. Gauck hatte in der ARD erklärt: »Die Eliten sind im Moment nicht das Problem, die Bevölkerungen sind es.«

Plötzlich schafft es eine Gruppe couragierter Bürger aus Ost und West, mit einer »Erklärung 2018« und der darin aufgestellten Forderung nach Schließung der Grenzen eine Massenbasis herzustellen und mehr als hunderttausend Bürger zu mobilisieren. Schon die 2018 Unterschriften bis zur Öffnung für alle erregten so viel Aufsehen, daß *Welt*, *FAZ*, *Süddeutsche Zeitung* nicht mehr schweigen konnten. Namen, Rang, Qualifikation der Unterzeichner belegen, daß es sich nicht um dumme, abgehängte Wendeverlierer aus Dunkeldeutschland handelt. Damit bezieht die breite Protestbewegung das Bildungsbürgertum ein, dem man keine Modernisierungsängste andichten kann.

Nun hat das gemeine Volk durch seine fehlende Einsicht aber endgültig das Vertrauen der herrschenden politischen Klasse verloren. Und deshalb beginnt eine mediale Hatz auf diejenigen, die das Spiel der Mächtigen durchschauen.

Die politisch Herrschenden verfolgen, diffamieren, beschimpfen alle, die sich ihnen in den Weg stellen. Es sind nur unterschiedliche Formen, mit denen sie versuchen, den Widerstand zu brechen. Man stellt die Leute in die rechte Ecke, bezeichnet sie als Idiot oder als bitter oder als gestrig. Die Palette der Etiketten ist vielschichtig, mit denen man versucht, die Widerständler mundtot zu machen.

»Lückenpresse« (Norbert Bolz) und »gebührenfinanzierte Staatsmedien« (Mathias Döpfner) tun alles, um die öffentliche Debatte um offene Grenzen oder den Islam einzuschränken. Wichtige Nachrichten erfährt man nur noch aus wenigen deutschen und Schweizer Medien. Die Aufmerksamkeit wird auf Triviales gelenkt. Staatliche Propaganda ersetzt Informationen.

Der geschulte Ostbürger fragt sich inzwischen bei jeder Nachricht: 1. Stimmt das?, und 2. Wem nützt es? Welche trojanischen Pferde will die Machtelite uns wieder unterjubeln?

1989 im Kampf gegen die SED hielten wir Kerzen in den Händen, keine Waffen und keine Messer. Wir trugen gleichzeitig die Tradition des Prager Frühlings von 1968 weiter – die Tradition von Gewaltlosigkeit, Argument, Gegenargument und Debatte. Wir lehnten die Auftrittsweise der West-68iger ab, ihre Gewalt, ihr Freund-Feind-Denken, ihr Niederschreiben der Andersdenkenden, ihre Diffamierungen.

Genau wie 1989 versucht eine gewaltlose Kunstaktion in Dresden heute, eine offene gesellschaftliche Debatte ohne Diffamierungen Andersdenkender anzustoßen und damit diese Traditionen wiederzubeleben. Das Kunstprojekt »Trojanisches Pferd« ist Mahnung und Warnung zugleich. Es steht.

1. für die mühsam erstrittene Demokratie,
2. für den Rechtsstaat, den wir in der DDR schmerzlich vermißten, denn nur er schützt die Bürger vor der Willkür des Staates,
3. für die Freiheit der öffentlichen Rede und das Versammlungs- und Demonstrationsrecht – kurz für das Grundgesetz, das nicht verhandelbar ist.

Das Kunstprojekt »Trojanisches Pferd« ist Ausdruck von Mündigkeit eines ostdeutschen Bürgertums, das stolz auf die einzige selbst errungene und gelungene deutsche Revolution ist.

IV. Redebeitrag von Gritt Kutscher

Die Volljuristin Gritt Kutscher stammt aus Meißen und arbeitet als Richterin am Amtsgericht in ihrer Heimatstadt.

Wir haben die Legende von Troja in die heutige Zeit transportiert, weil sie für uns Sinnbild für die Ereignisse der Gegenwart ist. Unsere Interpretation ist eine von mehreren, nicht die allein gültige. Eine war bereits zu lesen, andere werden folgen und das begrüßen wir ausdrücklich. Ich rufe jeden, der diese Installation betrachtet, auf, sich seine persönliche Meinung, sein Urteil zu bilden.

Ich wurde gebeten, Sie, verehrtes Publikum, Teil haben zu lassen an meinem Prozeß der Urteilsbildung, was ich zu beachten habe, wovor ich auf der Hut sein muß. Denn es gibt sehr viele Parallelen zur Meinungsbildung im demokratischen Prozeß.

Spätestens seit 2015 wissen wir, wie sehr die Meinungen in Politik und Gesellschaft aus-

einandergehen. Nahezu jeder hat ein Urteil parat. Es wird gestritten, geschimpft und beschimpft. Fast immer geht es darum, wer was wann falsch gemacht hat. Doch geht es in einer Demokratie darum, am Ende »Recht« zu haben? Was nützt es, »Recht« gehabt, gewonnen zu haben, wenn auf dem Weg dahin die Gesellschaft zerbrochen ist?

Deshalb mein Beitrag zum Meinungsbildungsprozeß: Stellen wir uns zunächst die Frage: Worum geht es? Geht es etwa um die Höhe der Unterhaltszahlungen eines Vaters oder darum, ob überhaupt gezahlt werden muß? Streiten wir über Asyl? Streiten wir wirklich darüber, oder nur darüber, wer konkret Anspruch darauf hat? Oder reden wir über Einwanderung? Oder darüber, daß jeder leben darf, wo er mag? Streiten wir über Normen für Dieselmotoren oder über ihr Verbot oder darüber, daß alle Bahn fahren sollen?

Ich hoffe es wird deutlich, daß wir zuerst sortieren müssen. Bevor ich also eine Antwort auf die Frage geben kann, ob eine Person von einer anderen etwas verlangen kann, der Staat von einer Person oder umgekehrt, muß ich fragen: Worum geht es konkret? Die nächste Frage lautet: Warum? Warum soll eine Person einer andern Person Geld zahlen? Weil sie Vater und Kind sind? Richtig. Väter haben ihren Kindern Unterhalt zu zahlen. Moment! Ihren eigenen Kindern! Und was ist, wenn das Kind beim Vater wohnt? Oder das Geld nicht für alle Kinder reicht? Bevor ich mich entscheide, muß ich fragen: Was geht und was nicht? Was ist möglich, was ist nicht möglich? Ich frage, was richtig ist.

Was bedeutet das: »richtig«? Es bedeutet nicht, was ich mir wünsche, was mir persönlich gefällt. Denn ich entscheide für und in einer Gesellschaft. Eine Gesellschaft funktioniert nur dann, wenn nicht jeder macht, was er will. Jede Gesellschaft braucht Regeln. Wir haben Regeln. Unsere Regeln sind nicht vom Himmel gefallen, sondern sind Ergebnis der Demokratie. Dreh- und Angelpunkt der parlamentarischen Arbeit. Sie sind bindend, und zwar für alle – weshalb diese Regeln auch nicht mal einfach so beiseite gewischt werden können!

Bevor ich also entscheide, muß ich wissen, welche Regel gilt. Wir alle müssen unsere Regeln, unsere eigenen Gesetze kennen. Eine unserer Regeln heißt: Eltern sorgen für ihre Kinder. Eine andere: Politisch Verfolgte genießen Asyl. Das ist aber nicht alles. Die eine Regel lautet weiter, daß man zuerst seine eigenen Verpflichtungen erfüllen und seinen eigenen Unterhalt sichern können muß, bevor man verpflichtet ist, Unterhalt zu gewähren. Die andere, Art. 16a GG, hat noch einen Absatz 2. Dort steht, daß sich niemand auf Asyl berufen kann, wenn er aus einem Land der EU oder einem anderen sicheren Land einreist. Man muß also wissen, welche Regeln deswegen der Einzelne und die Behörden einzuhalten haben.

Wer die Regeln unserer Gesellschaft kennt, weiß etwa auch, daß eine Flüchtlingskonvention keine Migration auf Dauer erlaubt und erst recht

keine Armutsmigration. Wer unser Recht kennt, weiß auch, daß ein Grundrecht nicht über einem anderen Grundrecht steht, das Recht auf Ausübung der Religion nicht über der Gleichberechtigung von Mann und Frau, und daß es das Recht beinhaltet, von der Religion des anderen verschont zu werden. Er weiß, welche Rechte gelten, aber auch, welche Pflichten.

Wer auf die Regeln verweist, äußert also keine Meinung, er zitiert das geltende Recht. Wer einem anderen deswegen Ausländerfeindlichkeit, Rassismus unterstellt, zeigt, daß er entweder die Regeln unserer Gesellschaft nicht kennt (dann heißt es: Zurück auf Start, nimm ein Gesetzbuch zur Hand und mache Dich schlau!), oder diese Regeln nicht akzeptiert. Wer aber das Recht in einer Demokratie nicht akzeptiert, steht außerhalb der Gesellschaft.

Nächster Schritt: Der Sachverhalt, meist der schwerste, aber der spannendste Teil. Verschiedene Menschen sehen dasselbe und beschreiben etwas vollkommen Unterschiedliches. Menschen nehmen unterschiedlich wahr, gucken nicht richtig hin, vergessen, irren. Fast jeder hat »einen anderen Blick« auf eine Sache. Er ist geprägt durch Erziehung, Erfahrung. Mancher Blick ist klar, mancher rosarot gefärbt, mancher sieht schwarz.

Es ist eine Kunst, sich zuerst selbst davon frei zu machen und unvoreingenommen, im wahrsten Sinne »frei« zu sein. Es ist eine Kunst, frei zu werden von der eigenen Prägung, der eigenen stets begrenzten Erfahrung, frei vom eigenen Interesse. Ein Sachverhalt will aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden. Es gilt Dokumente zu lesen, hinzusehen, Fragen zu stellen, vor allem zuzuhören, und zwar nicht immer denselben.

Störend ist es, wenn Sachverhalt und Meinung vermischt sind. Das kann auch eine List sein. Es erschwert in jedem Fall die Information. Aber die Kunst, den Sachverhalt frei von der Meinung zu machen, kann man erlernen. Wir ehemaligen DDR-Bürger haben das gelernt.

Doch nicht jeder beherrscht diese Kunst: Hapert es im aktuellen politischen Diskurs schon an der Kenntnis des Rechts, ich erinnere an Claudia Roth, die in einer Talkshow offenbarte, daß sie das Grundgesetz tatsächlich nicht kennt, so hapert es erst recht an der Kenntnis des Sachverhalts.

Um bei meinem Beispiel zu bleiben: Bevor ich mir Gedanken über die Unterhaltshöhe mache, muß feststehen, daß der Mann tatsächlich der Vater des Kindes ist. So muß auch feststehen, ob Wind und Sonne genügend Energie liefern, bevor ich Kraftwerke ausschalte. Oder wer von jenen, die seit 2013/14 in unser Land kamen, auch tatsächlich vor »Krieg und Verfolgung« floh. Dazu muß aber feststehen, wer jemand ist, woher er kommt, wie alt er ist – und (wegen Art. 16a Abs. 2 GG) zu allererst, aus welchem Land er eingereist ist.

Das nennt man Sachverhaltsarbeit. Diese muß getan werden. Wenn also jemand etwas verlangt, muß ich zunächst fragen: Worum geht

es genau? Ich schaue nach den Regeln, dem Gesetz. Ich erforsche den Sachverhalt, und erst wenn diese Arbeit getan ist, prüfe und entscheide ich, ob der Anspruch besteht oder eben nicht. Ich bilde mir meine Meinung – ich fälle das Urteil. Das gilt bei Gericht, aber auch bei der Nachrichtensendung.

Mein Vater, 85, gelernter Tischler, sagt: Nur wer etwas weiß, kann zuhören. Nur wer zuhören kann, kann denken. Nur wer denken kann, kann mitreden. Ich versuche diesen Rat zu beherzigen, im Beruf und privat. Bevor ich mir auch nur eine öffentliche Meinungsäußerung etwa über den Islam zutraute, habe ich mich geschlagene 20 Jahre intensiv damit befaßt. Der persönliche Kontakt mit Muslimen in Deutschland und auf Reisen machte mich neugierig. Ich wollte wissen, wie andere Gesellschaften funktionieren. Also habe ich zunächst alle verfügbaren Quellen angezapft, gelesen, zugehört, abgewogen, verworfen. Deshalb erlaube ich mir nun, eine Meinung darüber zu haben und diese zu äußern.

Meinungsbildung ist ein anstrengender Prozeß. In einer Demokratie ist er grundlegend. Aber: Das Urteil gesprochen zu haben, entbindet mich auf juristischem Feld vielleicht von der Akte. Nicht so bei der demokratischen Willensbildung. Dort geht die Arbeit weiter. Die Gesellschaft lebt. Sie entwickelt sich. Sie erfordert Ideen für die politische Gestaltung, eine Anpassung des Rechts.

Dafür ist es erforderlich, viele Meinungen zu hören und das Ergebnis seiner eigenen Meinungsbildung zu äußern – auch laut und vernehmlich. Und zwar jeder. Das wollen einige verhindern. Doch was mich betrifft, halte ich es mit dem früheren Vorsitzenden Richter am Bundesgerichtshof Thomas Fischer: »Es wäre eine sinnlose, unmenschliche Forderung, dürften Richter zu den Dingen dieser Welt keine Meinung haben, oder wenn: nur eine ganz kleine, defensive, sich selbst infrage stellende, dahingewisperte Meinung, eine geheime Ansicht unter der Bettdecke.«

Oft höre ich: Aber Du kannst doch Deine Meinung sagen. Doch Meinungsfreiheit beinhaltet das Recht, auch gehört und respektiert zu werden. Es beinhaltet das Verbot, jemanden wegen seiner Meinung an den Pranger zu stellen, gegen seinen Willen in die Öffentlichkeit zu zerren, und zwar auch dann, wenn er irrt oder vermeintlich falsche Schlüsse zieht. Meinungsfreiheit beinhaltet das Recht auf Irrtum. »Es irrt der Mensch, solange er strebt.« Entscheidend sind Bereitschaft und Fähigkeit, seine Meinung, sich selbst, stets aufs Neue zu hinterfragen und auch Fehler zuzugeben.

Ich rufe Sie, liebes Publikum, auf: Bilden Sie sich Ihre Meinung! Fragen Sie zuerst: Worum geht es überhaupt? Verschaffen Sie sich Kenntnis über die Regeln und Normen! Erforschen Sie den Sachverhalt! Fällten Sie Ihr Urteil! Äußern Sie Ihre Meinung! Stellen Sie sie zur Diskussion! Hören Sie anderen zu! Hinterfragen Sie Ihre Meinung im offenen Diskurs! Lassen Sie uns reden!

V. Redebeitrag von Andreas Hofmann

Hofmann, alias DJ Happy Vibes, Jahrgang 1966, moderierte 20 Jahre lang die Radiosendung Maxi-Mal, bevor er 2016 als PEGIDA-Sympathisant in Erscheinung trat und seine Sendung wenige Tage danach »aufgrund sinkender Hörerzahlen« abgesetzt wurde. Offizielle Statistiken bewiesen, daß diese Begründung nicht ehrlich war.

Als sächsischer Radiomacher war ich 20 Jahre mit Herz dabei, jeden Samstag in der Sendung *Maxi-Mal* den Leuten ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern, mit Ehrlichkeit, spitzer Zunge und viel Humor, wie man es von einer guten Party- und Satiresendung erwartet. Nie hat sich einer in den vielen Jahren an unserer Sendung gestört. Die Einschaltquoten gaben uns recht. Fast eine halbe Million Sachsen schalteten die Sendung Samstags ein. In diesen knapp 20 Jahren war ich ein Bürger, der seinen Beruf und seine Fans liebte, sich um seine Familie kümmerte und pünktlich seine Steuern bezahlte.

Comedy und Satire sind immer ein Spiegel der Gesellschaft und greifen auf, was die Bevölkerung gerade bewegt, immer gedeckt durch das Kunstfreiheitsgesetz, verankert im Grundgesetz Art. 5 Absatz 3.

Ab 2016 jedoch gab es permanente Anrufe und Mails beim Sender von immer denselben selbsternannten Moralwächtern (wie beispielsweise Eric Hattke vom Atticus e.V. oder auch Matthias Präg von der Gewerkschaft der Leipziger Verkehrsbetriebe), die mit falschen Behauptungen mein Ansehen und meine erfolgreiche langjährige Arbeit beim Sender zersetzen wollten.

In den sozialen Netzwerken wurde ich plötzlich vorwiegend von Personen mit Fake-Accounts beleidigt und systematisch als Rechter diskreditiert. Anzeigen bei der Staatsanwaltschaft wurden eingestellt. In der Presse tauchten Artikel auf, die mich als rechtspopulistisch bezeichneten und dies als öffentliche Meinung in den Köpfen der Bürger fundamentierten. Nach meinem Song »German History 2« (für Teil 1 haben wir noch 2011 den Europäischen Musikpreis der EGFM bekommen) wurde ich entlassen. Vorher wurde ich noch telefonisch darauf hingewiesen, wenn ich das produziere, kann ich den Job nicht mehr machen. Nach meiner Kündigung schossen sich die Medien ein und verbreiteten, ich wäre wegen sinkender Einschaltquoten gekündigt worden.

Das konnte ich zu 100 Prozent widerlegen, und zwar mit reichweiten.de, dem Portal der ARD-Werbung. Aber leider fehlte mir selbst die Reichweite, um es richtig zu stellen. Es wurde für mich unmöglich, in meinem alten Beruf als Radiomoderator wieder Fuß zu fassen. Kein Sender stellt jemanden ein, der wegen angeblich sinkender Einschaltquoten gekündigt wurde und von der Presse als rechtspopulistisch dargestellt wird.

Konservativ hat nichts mit dem Gedanken-gut des Nationalsozialismus zu tun. Konserva-

tiv kommt von dem lateinischen Wort »conser-vare«, was übersetzt »bewahren« bedeutet. Bewahren wir uns nicht alle Werte wie Menschlichkeit, Familie, Toleranz, Strebsamkeit, Heimat und das Wichtigste: Ehrlichkeit?

Diese Ehrlichkeit heute offen zu zeigen, wird einem schwer gemacht. Mittlerweile erleiden Tausende dasselbe Schicksal wie ich, die auf Mißstände in unserem Land hinweisen. Sie werden als »rechts« stigmatisiert. Kein Tag vergeht, wo im TV nicht mindestens fünf Dokumentationen oder Filme über das Dritte Reich laufen. Kein Mensch möchte nur im entferntesten mit dem Nationalsozialismus auf eine Stufe gestellt werden. Und kein Mensch möchte mit jemandem verkehren, der auf diese Stufe gestellt wird. Doch inzwischen nutzt man diese Einstellung, um Menschen mit Meinungen, die nicht ins gewünschte Bild passen, auszuschalten. Dadurch entsteht eine Art Selbstzensur in der Bevölkerung. Wenn Ihr wüßtet, mit wievielen Menschen wir im Vorfeld unserer Kunstaktion gesprochen haben, wieviel Menschen und Firmen Geld und Sachleistungen gespendet haben und dafür nicht öffentlich genannt werden wollten – und zwar aus Angst vor Personen, die höchst unmoralisch und mit akribischer Schnüffellarbeit dafür sorgen, daß Menschen, die frei ihre Meinung äußern, stigmatisiert werden.

Das Puzzle

Als Kinder haben wir so gern gepuzzelt,
mit Freude, Scharfsinn und Verstand,
fügten Teilchen aneinander,
bis das Ganze wir erkannt.
Jetzt, wo wir Erwachsene sind,
scheint das Interesse ganz zu schwinden,
Ob aus Angst oder Bequemlichkeit,
oder auch aus andren Gründen.
Jetzt wo es so nötig wär,
das große Ganze zu erkennen,
ist es dringlich um so mehr,
der Sache sich mal zuzuwenden,
Drum Ohren auf, denn jedes Wort,
als Puzzleteil am richt'gen Ort,
läßt uns der Mächt'gen Plan erraten,
uns so vor Schlimmeren bewahren.
Sei wie ein Kind und tue nichts lieber,
Ohren auf und puzzle wieder!

Machen solche Menschen das aus Überzeugung oder liegt es an den 25,5 Millionen Euro schweren Fördertöpfen der Bundesregierung, die an 195 Vereine im »Kampf gegen Rechts« ausgeschüttet werden? Gibt es solche Förder-gelder auch im Kampf gegen Linksextremismus? Und wird kontrolliert, wer als rechts bezeichnet und bekämpft werden darf?

Demokratie kennt keine Angst! – Entweder wir gehen alle fair miteinander um – oder



das Boot der Demokratie kentert! Was führte denn zu dieser unerträglichen Situation, zu dieser Spaltung der Gesellschaft? Ist es nicht die Ignoranz der Politik, auch Andersdenkende zu akzeptieren?

Wenn ich in den Supermarkt gehe, schaue ich mir an, was ich kaufe. Wenn das Produkt dann nicht hält, was es verspricht, reklamiere ich. Produkthaftung ist gesetzlich bis ins kleinste Detail geregelt. Wenn ich zur Wahl gehe, schaue ich mir den Inhalt einer Partei an, dann mustere ich den Kandidaten, und wenn ich von seiner Ehrlichkeit und den Inhalten überzeugt bin, wähle ich ihn. Wenn die gewählten Politiker jedoch Entscheidungen treffen, die so nicht im Wahlprogramm standen, oder nicht halten, was sie versprochen, haben wir als Bürger dann das Recht, zu »reklamieren«? Nein, haben wir nicht, weil wir unsere Stimme leider für einen längeren Zeitraum abgegeben haben.

Doch müssen wir es in einer stabilen Demokratie hinnehmen, das Versprochene nicht gehalten wird? Daß eine Kanzlerin bei wichtigen Entscheidungen nicht einmal mehr das Parlament fragt? Egal ob Klimapolitik, Griechenland oder eben die Flüchtlingskrise?

Betrachten wir die Entwicklung unserer Zeit einmal von oben, um zu verstehen, was in Europa und Deutschland gerade passiert: Am 17. März 2000 gab die UNO den *Remigration Act* – eine Analyse zur Bestandserhaltungsmigration heraus. Der Begriff »Bestandserhaltungsmigration« bezieht sich auf die Zuwanderung aus dem Ausland, die benötigt wird, um den drastischen Bevölkerungsrückgang, das

Schrumpfen der erwerbsfähigen Bevölkerung sowie die allgemeine Überalterung auszugleichen. Deutschland benötigt, laut dieser Empfehlung, pro Jahr 498 000 Zuwanderer (bei 83 Millionen Einwohnern) um zu überleben!

Von diesem Umstand hat die Politik also schon vor 18 Jahren Kenntnis gehabt und hat nicht mit einer gesunden Familien- und Einwanderungspolitik gegengesteuert. Warum wurde die Familie, die kleinste Zelle der Gesellschaft, nicht mit der Priorität behandelt, die ihr gebührt, da nur sie das Überleben unserer Gesellschaft sichert? Warum wurde die Priorität lieber auf alles gelegt, was zwar menschlich nachvollziehbar ist, aber eines nicht kann: Kinder zeugen? Warum wurde nicht eine zielgerichtete Einwanderungspolitik betrieben, in der die Wirtschaft Bedarf meldet und Fachkräfte dann mit staatlichen Programmen gezielt angeworben werden? Warum konnte man dem Bevölkerungsrückgang nicht auch mit Innovation und High Tech entgegensteuern, also fehlende menschliche Arbeitskräfte durch Automatisierung ersetzen? Und warum wurden wir, die normale Bevölkerung, nicht mit der nötigen Intensität darüber unterrichtet? Ein Sozialexperiment, das unser gesamtes Leben und unsere Kultur verändert, sollte doch bis ins letzte durchdacht, geplant, kommuniziert und vor allem demokratisch legitimiert und zur Abstimmung gebracht werden.

Oder geht es am Ende um ein viel größeres, kaum zu glaubendes, gewaltiges Experiment, das gut geplant ist und sich auf nationaler Ebene gar nicht demokratisch legitimieren läßt? ■

Es gibt keine neutrale Zone

Iwan Iljin: *Über den gewaltsamen Widerstand gegen das Böse*, hrsg. und mit einem Nachwort von Adorján Kovács, aus dem Russischen übersetzt von Sascha Rudenko, Wachtendonk: Edition Hagia Sophia 2018. 424 S., 27,50 €

Erschreckend: daß die Auseinandersetzung weiser Männer mit dem Irrsinn ihrer Zeit hundert Jahre später nicht etwa überholt, sondern aktueller denn je ist. Wenn es auf Erden mit rechten Dingen zuginge, müßte ein Buch wie Iwan Iljins Fundamentalkritik an Tolstojs defätistischen Idiotien heutzutage völlig veraltet sein. Doch wie die weltumspannende Herrschaft der Moralelite täglich zeigt, ist die Analyse Iljins nach wie vor dringend notwendig – leider! Dabei ist es unerheblich, daß die Propagandisten einer liberalen Duldsstarrheit heute andere Namen tragen als zu Iljins Zeiten. Der Wahn, offenkundige Verbrecher zu schonen statt zu bestrafen oder wenigstens abzuwehren, grassierte bereits zu Iljins Zeiten (1883–1954). Zahllose Angehörige aller Gesellschaftsschichten gaben sich, von Tolstojs Motto »Widersteht nicht dem Bösen« betört, einer hemmungslosen Kriminalenversteherei und einer als christliche Nächstenliebe verkappten Permissivität hin. Sie waren nach Iljins Überzeugung deshalb unfähig, auf die Revolution in ihrer Heimat und ihre mörderischen Folgen mit der nötigen Konsequenz zu reagieren. Eine fatale Konstellation, die nun die zerrütteten Gesellschaften des Westens kennzeichnet. Daher ist jeder darüber bekümmerte Zeitgenosse gut beraten, sich mit Iljins Argumentation vertraut zu machen. In Rußland erlebt der (viele Jahre in Deutsch-



land lebende) Autor seit über einem Jahrzehnt eine erfreuliche Renaissance. Eine ergiebige Lektüre setzt indes eines voraus: Der Leser sollte von seinen (post)modernen Vorurteilen und Reflexen absehen und sich auf den mittlerweile ungewohnten Tonfall und geistigen Raum dieses Philosophen einstellen, denn Iljin argumentiert metaphysisch. Dies ist auch nötig, weil das Gutmenschen-tum Tolstojscher wie jeder anderen Prägung zwar leicht widerlegt ist (man muß es nur konsequent zu Ende denken), eine taugliche Lösung des Problems aber, wie man das christliche Gebot der Feindesliebe leben soll, auf den aporienreichen Pfaden liberaler Denkmuster nicht erreicht werden kann. Daher holt Iljin in seiner Antwort auf diese Frage weit aus und untersucht zunächst das Wesen von Gut und Böse und die Stellung des Menschen in diesem Spannungsfeld. Dabei wird deutlich, daß es, liberalen Illusionen zum Trotz, keine neutrale Zone zwischen Gut und Böse gibt, in die sich der bürgerliche Skeptiker oder liberale Vulgärhumanist bequem zurückziehen könnten, um sich die Hände nicht an den Hässlichkeiten der Realität schmutzig zu machen. Wer meint, sich angesichts des offenkundigen Bösen einer abwehrenden Tat, ja sogar eines verneinenden Urteils enthalten zu können, unterliegt einem fatalen Irrtum. Denn in Wirklichkeit ergreift man durch diese Pseudoneutralität für das Böse Partei. Echter Widerstand gegen das Böse sieht, wie Iljin in den konstruktiven Schlußkapiteln seiner Arbeit zeigt, völlig anders aus. Iljin plädiert als orthodoxer Christ für eine feinabgemessene Gewaltanwendung. Denn wenn das Böse in einer gefallen Welt eine solche Anomalie darstellt wie die

Krankheit, dann ist der Einsatz von Arzneien notwendig, freilich wohldosiert und unter ständiger Kontrolle. Nach Iljins Sicht verhält es sich mit dem offenen Bösen und seiner gewaltsamen Abwehr ebenso. Dazu verweist er auf historische Beispiele wie die erfolgreiche Befreiung Rußlands vom Tatarenjoch, die durch das Zusammenwirken der weltlichen Macht russischer Großfürsten mit der geistigen Macht der Kirche durch Heilige wie den hl. Sergius von Radonesch ermöglicht wurde. Wem der Verblendungsgrad der liberal verbildeten Stände bekannt ist, wird nicht über die hysterische Wut verwundert sein, die Iljins Abhandlung in seiner damaligen, offenkundig bis ins Mark getroffenen Leserschaft hervorrief. Von Sowjetintellektuellen über exilierte Sozialdemokraten und bekehrte Marxisten bis zu Spiritistinnen lehnten alle avantgardistischen Kräfte Iljins Pazifismuskritik so einmütig wie vehement ab. Außer der (leider nicht ganz glatten) Übersetzung, einem klug erläuterten Vorwort aus der Feder von Adorján Kovács und editorischen Anmerkungen des Herausgebers, einem Literatur- und Bibelstellenverzeichnis bietet die jüngst erschienene Ausgabe der Edition Hagia Sophia ihrem Leser auch eine gelungene Zusammenfassung jener kritischen Reaktionen und Iljins Antwort auf den seriösen Teil dieser Einwände sowie einen Aufsatz über den Wert von Iljins Theorie eines christlichen Widerstandes für unsere Gegenwart. Die Illustrationen verleihen dieser ohnehin schon gehaltvollen Ausgabe einen besonderen Glanz; die Reproduktionen historischer Gemälde des viel zu früh verstorbenen russischen Malers Pawel Ryschenko unterstreichen auch in Schwarzweiß höchst nachdrücklich, was Iwan Iljin nicht nur in dieser Polemik bewegte.

Roswitha Solonzo

Süßigkeit Mao

Willi Jasper: *Der gläserne Sarg. Erinnerungen an 1968 und die deutsche »Kulturrevolution«*, Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2018. 256 S., 24 €

Der aufmerksame Leser der *Sezession*, der sich für die Lektüre des hier angezeigten Buches entscheidet, sollte zunächst Heft 70 (Februar 2016) konsultieren, in dem Arne Freiwald in seinem Aufsatz »Mao in Deutschland« die schillernde Welt der maoistischen Gruppierungen in Westdeutschland ab den 1960er Jahren plastisch verdichtete. Danach fällt der Einstieg in das herausragende Buch Willi Jaspers deutlich leichter, weil man den ersten Überblick über die K-Gruppen-Welt – von KPD/Aufbauorganisation (AO) über KPD/Marxisten-Leninisten (ML) bis zu den expliziten Nationalisten der Marxisten-Leninisten Deutschland (MLD) und den ebenso expliziten Antinationalen um Kommunistischen Bund Nord (KB) und Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW) – wieder im Bewußtsein hat. Sie alle waren das Resultat eines autoritären Wandels der anti-autoritären 68er Überbleibsel. Nach dem Streben für Emanzipation und totale Befreiung suchten sie im autoritären China Maos ideologische Orientierung; sie waren überwiegend straff hierarchisch konstituiert und vermengten maoistische, leninistische und antisowjetische Theoreme mit bundesdeutschen Problemen.

Der Kulturwissenschaftler Willi Jasper zählte seinerseits zur KPD/AO, die stark von Germanisten geprägt war. Für alle K-Gruppen gleichermaßen definiert er ihre Mao-Apotheose als Faszination für die Widerspruchs-Denkshule des chinesischen Diktators, »erfüllt von der utopischen Hoffnung, die sozialen Ungerechtigkeiten des Kapitalismus

und die globale Ausbeutungssituation aufheben zu können. In diesem Sinne wollten wir »dem Volke dienen« und rebellierten gegen die bürgerliche deutsche Kulturtradition«.

Die Rebellion, so unterschiedlich sie ausfiel, führte einige der Maoisten in eine zeitweilige geistige Kollaboration mit dem Genozidregime Pol Pots; vor allem der KBW tat sich in der Verherrlichung des »Agrarkommunismus« hervor. Prominente Mitglieder waren beispielsweise Joscha Schmierer (später Berater der Rot-Grün-Regierung Schröder/Fischer) oder Winfried Kretschmann, der aktuelle grüne Ministerpräsident Baden-Württembergs. Man könnte ausgiebigeres *Name dropping* betreiben, letztlich wird – jenseits konkreter individueller Verfehlungen – in einem allgemeinen Sinne deutlich, daß rechte Akteure von heute keinerlei Rechtfertigungsbedarf vor antifaschistischen Anklägern mit kulturrevolutionärem Hintergrund von damals akzeptieren sollten; die »Kulturrevolution von rechts« (Alain de Benoist) kennt keine Affirmation des Massenmordes, muß sich also nicht vor jenen erklären, die einst – etwa im linksintellektuellen *Kursbuch* – Pol Pots allseits bekannte Massenmorde als »vietnamesische Propaganda« abkanzelten. Ansonsten ist das Buch eminent lesenswert: Stellenweise liest es sich wie ein historisch-politischer Roman. Darunter muß die anschauliche Warnung davor, als politisch radikale Strömung in die »Sackgasse von Militarisierung und Dogmatisierung« einzubiegen, ebenso subsumiert werden wie das angerissene Phänomen der Karrierewege alter Maoisten

und Linksradikaler, die heute das Establishment durchziehen und ihre alten Ideologien zugunsten markt- und linksliberaler Agenden abstreifen. Daß gerade sie oftmals jene sind, die besonders moralisch

und laut »gegen rechts« argumentieren, zeigt, daß Selbstkritik nicht unbedingt als die explizite Stärke der Veteranen von 1968 ff. gelten kann.

Benedikt Kaiser

Die Wut der Wütenden macht mich wütend!

Bernhard Pörksen: *Die Große Gereiztheit. Wege aus der kollektiven Erregung*, München: Hanser 2018. 255 S., 22,70 €

Zeiten eines grundstürzenden Umbruchs überhaupt als solche wahrzunehmen, sie erst recht detailliert zu analysieren, ist meist Nachgeborenen vorbehalten. Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen (*1969) ist nicht der erste, der sich als Zeitgenosse an der Gemengelage versucht: Es geht um den »kommunikativen Klimawandel« in Zeiten des Internets: Heute kann jedermann zum »Sender« werden, die Funktion der Großmedien als Gatekeeper hat sich verflüssigt. Man könnte das für einen Zuwachs an Demokratie halten – oder andererseits konstatieren, daß wir uns einer »Skandalokratie« nähern. Was Pörkens Panoptikum über das Netz und die »große Gereiztheit«, die es produziert, von ähnlichen Inspektionen unterscheidet: Er pflegt einen wirklich eloquenten Duktus; eine Sprache, eine Gliederung und Gedankengänge, die weder verschwurbelt noch allzu billig daherkommen. Man kann ihm gut folgen (durchaus widersprechend), und unter sein Niveau geht Pörksen nur dann, wenn er (affirmativ) all die »Netzphilosophen«, »Netzpublizisten« und »Netzpsychologen« zitiert, die irgendwie en vogue sind – Sascha Lobo als Autorität, komm! In zahlreichen Punkten darf eine selbstkritische Rechte Pörkens Analyse folgen: Eine Menge der heutigen Erregungszustände und, ja, auch der Panikmache, die den Populisten in die Hände spielt, ist netzgemacht. In der Tat sind die nichtlinken Verlinker und Wirbelma-



cher keine Unschuldslämmer; »gefakete« und perhorresziert wird nach Kräften von allen Seiten. Die krude Skandalnummer um die jugendliche, russischstämmige Lisa ist nur ein Beispiel: Das Gerücht, daß die 13jährige von Südländern entführt worden sei, diffundierte 2016 aus der lokalen Gerüchteküche ins Netz, dann auf die Straße und aufs Parkett der internationalen Diplomatie. In Wahrheit hatte gar kein Verbrechen stattgefunden.

Pörksen nimmt solche »digitalen Fieberschübe«, die »Empörungskybernetik« und handgemachte »Empörungsindustrie« recht genau (womöglich, das ist irritierend, gar zu genau: Ohne dieses Buch würde mancher Leser von kritisierten Netzhypes wie Vaginalhefen im Brot und anderen Possierlichkeiten nichts wissen)

unter die Lupe. Die Anschaulichkeit und Durchdringungstiefe seiner Zusammenschau sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß er partiell argumentiert: Einerseits lobt er die pulsierenden Korrekturen und – abermals eine schöne

Wortschöpfung – »Konnektive«, die durch Hashtags wie #aufschrei, #metoo und diverse Umweltinitiativen im Netz produziert wurden. Hier sieht er eine »aufrüttelnde« und endlich »massenwirksame« Wucht am Werke, die den Anliegen zur nötigen Durchschlagskraft verholfen haben. Von »Schwarmdummheit« und »digitalem Maoismus« will er hingegen sprechen, wenn die Strahlkraft des Netzes nichtlinken Anliegen zur Relevanz verhilft. Das eine Mal handelt es sich laut Pörksen um notwendige Virulenzzeugung, das andere Mal um »destabilisierende Bedrohungsszenarien«. Für beide Seiten trifft zu, daß Google ihnen ein »Geheimrezept der Wirklichkeitskonstruktion« zubereitet. Die Suchmaschine erzeugt für je-

manden, der öfter »Legehennenbatterie« und »Rechtsterror« recherchiert, andere Ergebnisse als für den, der nach »linker Gewalt« und »Jagdschein« googelt – Wirklichkeit, sagt Pörksen, wird kuratiert. Eine »Gnade des Vergessens« gibt es nicht mehr, weder für Sucher noch Gesuchte. Gerade das Flüchtige, die zufällige Äußerung, könne man heute fixieren und barrierefrei verbreiten. Mustergültig werden verschiedene Formen der »Kontextverletzung« dekliniert, ein Mechanismus, der dafür sorgt, daß das Reden und Handeln einer Person durch zusammenhanglose Perpetuierung in einen Kontext versetzt wird, über die der eigentliche Sender nicht mehr verfügen kann. Laut Pörksen sind wir heute mit fünferlei Krisen konfrontiert: Der Wahrheits-, der Dis-

kurs-, Autoritäts-, Behaglichkeits- und Reputationskrise. Wo er formidabel ausführt, was diese Krisen im einzelnen bedeuten, ist Pörksen doch seltsam verstockt bei der Formulierung eines Wegs hinaus: Wir bräuchten endlich eine »redaktionelle

Gesellschaft«, man müßte die »Player der öffentlichen Welt insgesamt involvieren« und eine »Plattform-Ethik« entwickeln, die einer a) wahrheitsorientierten, b) skeptischen, c) diskursorientierten [warum fällt mir hier der mit Verve vorgetragene, aber letztlich furchtbar fruchtlose Claim »Mit Rechten reden« ein?, E.K.] d) an Relevanzkategorien sich anschmiegen, e) kritisch-kontrollierten, f) ethisch fundierten und g) transparenten Netzöffentlichkeit dienen. Na klar! Auch die Forderung nach einem eigenen Schulfach »Medienmündigkeit« darf nicht fehlen. Hübsch gesagt! Pörksen spricht »Autonomie und Selbstverantwortung« der Netznutzer an. Das ist ein so gutes wie naives Menschenbild.

Ellen Kositzka

Kreis ohne Meister

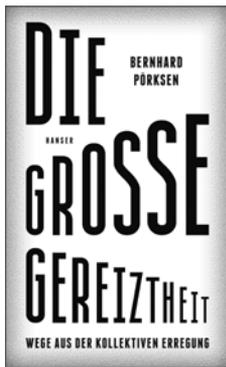
Jürgen Egyptien: *Stefan George. Dichter und Prophet*, Darmstadt: Theiss 2018. 472 S., 29,95 €

Man war sich doch einig. Vor zehn Jahren hatte Thomas Karlauf die ultimative George-Biographie geschrieben; sie wurde wenig später von Ulrich Raulffs gelehrter Studie über Georges Erben im bundesrepublikanischen Betrieb und durch Ernst Osterkamps tiefsinnige paradigmatische Analyse einiger Gedichte – als Flaggschiffe der postsakralen George-Deutung – kongenial ergänzt, das Kapitel schien vorerst abgeschlossen.

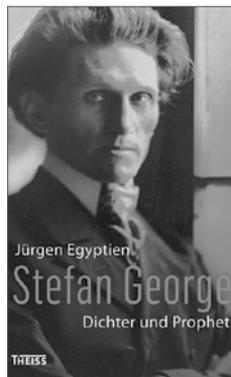
Nun legt Jürgen Egyptien eine neue voluminöse Biographie vor, nachdem bereits Kai Kaufmanns biographischer Beitrag vor vier Jahren, als Beweis obiger These, bedauerlicherweise nahezu unbemerkt vorüberging. Zum 150. Jubiläum, muß man vermuten. Denn eine innere Notwendigkeit kann Egyptien nicht nachweisen, es sei denn, man wolle den Willen, sich des eigenen überbordenden Wissens endlich zu entledigen, gelten lassen.

Der Mann steht im Stoff, daran läßt er keinen Zweifel – jahrzehntelange Beschäftigung mit George, die leitende Arbeit in der George-Gesellschaft, das Wühlen in den Archiven ... das alles hat Spuren hinterlassen. In seiner Herleitung steht das Charisma im Zentrum, also just Karlaufs Motiv. Wozu also dieses Buch, was leistet es?

Wissen, Fakten, Daten, Namen – Fülle. Das zuerst. Der Überfluß einer Epoche – eigentlich müßte das Buch »George und seine Zeit« lauten – wird sichtbar, die selbst an ihren intellektuellen und künstlerischen Rändern derart prall und vielfältig und originell war, daß man sich wundert, wie man in heutigen vertrockneten Zeiten überhaupt noch Luft holen kann. Dann ein paar gute literaturtheoretische Einführungen, die man jenen Studenten des Faches empfehlen darf, die



sich nicht durch den Berg Literatur hindurcharbeiten und eigene Urteile bilden wollen oder können – das sind fast servierfertige Exkurse, mit denen man ohne Probleme einen Schein machen könnte, etwa über Symbolismus, Schwabing, Hofmannsthal, Baudelaire, Dekadenz, Parnass, Verslehre etc. Man kann das Buch also »nützlich« nennen: George für Leser in dürrtiger Zeit. Ein paar bislang wenig beachtete und überraschende Facetten und Idiosynkrasien werden ebenfalls sichtbar, etwa Georges Humor und sein ausgeprägter Sinn für Selbstironie, und neue, wichtige, wenn auch mikroskopisch kleine Archivfunde werden bekanntgegeben. Und in einigen Passagen gelingt sogar eine Annäherung an das Geheimnis George, wird die Faszination spürbar und das, obwohl die eigentliche Dichtung nur am Rande und in erstaunlich wenigen Beispielen auftaucht. Allein, diese Stellen sind rar und in der nahezu absatzlosen Bleiwüste in kleiner Schrift – das allein schon ein Sakrileg in diesem Kontext – schwer zu finden, zumal sich Egyptien immer wieder von seinen selbstgewählten thematischen Labyrinthgängen in die Verirrung treiben läßt und dann den Lesefluß mit Gewalt unterbrechen muß und des weiteren sein eigentlicher Schwerpunkt – er selbst scheint das gar nicht zu merken – gar nicht George ist, sondern die enorme Zahl an mehr oder weniger bedeutsamen peripheren Gestalten in dessen Umfeld, die in nahezu lexikalischer Manier abgearbeitet werden. Geschrieben hat er letztlich eine Beziehungsgeschichte aus Beziehungsgeschichten, aus Anziehungen, Unterwerfungen und Abstoßungen. Wenn George noch durchscheint, dann weniger als Dichter oder Seher oder Führer, sondern als exzellenter Menschenkenner mit aus-



geprägtem Gespür für Machtspiele und Verführung. Zufällig aufkommende Dramatik liegt in den spannungsreichen Beziehungen selbst. Auch das wäre ein faszinierendes Thema – Freund und Feind – nur leider liest sich das Buch in weiten Teilen wie ein Briefmarkenalbum, nein, wie ein Briefmarkenkatalog: es ist alles drin, komplett und systematisch aufgereiht – doch an Seele mangelt. Es wird in Lehrer- und Bürokratendeutsch in kleinen Miniaturen ein scheinbar unendlicher Rei-

gen an Namen – jeder einzelne eigentlich ein mitreißen-der Solitär – in immer gleichen Formulierungen und in der immer gleichen Tonlage entworfen, so daß weder ein Kreis-Gefühl ermöglicht, noch das dauernd beschworene Charisma in irgendeiner Weise

nacherlebbar und begreifbar gemacht wird. Egyptien will an die »entspannte literaturwissenschaftliche und biographische Beschäftigung mit George« anschließen und schafft selbst das Musterexemplar der Entschärfung des Meisters.

Ein faktsattes George-Buch mehr, das bleibt löblich, aber neue begeisterte Leser wird es kaum gewinnen.

Jörg Seidel

Klassensprecherin

Nathalie Quintane: *Wohin mit den Mittelklassen?*, aus dem Französischen übersetzt von Claudia Hamm, Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2018. 116 S., 12 €

Klassen, Klassentheorien, Klassenkampf – Relikte linken Jargons, sozialistischer Ideologie, marxistischer Terminologie. Oder? Nicht alle sehen das so. Etwa Warren Buffett, Großkapitalist und Aktionär, neuerdings auch prominenter Trump-Gegner. Dieser Buffett stellt fest: »Es herrscht Klas-

senkrieg, richtig, aber es ist meine Klasse, die Klasse der Reichen, die Krieg führt, und wir gewinnen.« Wenn man diese Annahme ernst nimmt, und die Botschaft nicht nur als zugespitzten Hallo-Wach-Effekt verbucht, wäre eine der darauf anschließenden Fragen jene nach den Beteiligten in diesem »Klassenkrieg«. Man käme, zumal in Europa, speziell in Deutschland und Frankreich, unweigerlich auf die »Mittelklasse« bzw. Mittelschichten zu sprechen, die von »oben« ausgequetscht und benutzt werden, während ihre Angehörigen nach »unten« vor allem in Hinblick auf die eigene Abstiegsangst blicken. Die Französin Nathalie Quintane (*1964) macht sich nun auf die Suche nach der Mittelklasse, über die sie in der recht jungen Matthes & Seitz Berlin-Reihe *punctum* einen kecken, reich bebilderten Essay vorlegt. Klar dabei ist: Quintane, deren Werkschwerpunkt irgendwo zwischen Poetik, Lyrik und politischer Essayistik zu verorten ist, sieht sich als dezidierte Linke aus der Mittelschicht; ihr Standpunkt ist somit einigermaßen vorgezeichnet, auch wenn sie selbst schreibt, sie nähere sich ihrem Forschungsobjekt, der Mittelklasse, »mit ernsthaftem Interesse, aus der Distanz und in aller Freundschaft«.

Damit es diese zu untersuchende Mittelklasse gibt, muß es a priori andere Klassen geben. Quintane bemüht daher zunächst Statistiken und Definitionen, das heißt: Sie dekliniert die bisher gültigen wissenschaftlichen Versuche durch, den schwammigen Begriff der Mittelklasse etwa in Zahlen zu fassen. Doch weder Einkommen noch Berufe oder Paarungsverhalten geben ausreichend Auskunft, bleiben zu relationell. Letztendlich nähert sie sich der Mittelklasse denn auch weniger materialistisch, also bedingt durch ökonomische Realitäten, als idealistisch, das heißt durch geistig-kulturelle Merkmale der »Klasse«: Während »oben« und »unten« durchaus unterschiedliche Bewußtseins-

stufen für Klassenzugehörigkeit auftreten, wäre die Mittelklasse sich ihrer Klassensituation gar nicht bewußt; im Konsumzeitalter falle sie eher als »kaufende Klasse« auf, die politisch passiv ist und kein eigenes reflexives Bewußtsein hervorbrächte. Themen wie die »soziale Frage« fänden schlichtweg nicht statt – der eigene längst vergessene Aufstieg aus unteren Gefilden in einer Epoche, als sich die Klassen herausbildeten, hat gewissermaßen das Ende der eigenen persönlichen Klassengeschichte eingeläutet. Die nun drohende Erosion der westeuropäischen Mittelschicht in der Abstiegsgesellschaft des neoliberalen Zeitalters – Quintane nennt dies »das Zerfließen der Mittelklassen und ihr Verschmelzen mit dem Neoproletariat« – sei gewissermaßen eine »gerechte Strafe« für politisch-ökonomische Apathie und biete die »Chance auf Genesung« im Sinne eines Durchbruchs »zu einer endlich bewussten Selbstkritik«.

Quintane hat somit einen Essay vorgelegt, der an mancher Stelle zum Nachdenken anregt und die Klassenfrage im Jahr 2018 wieder aufs Tapet holt. Doch zugleich ist ihr lässig-jovial gehaltener Text wohl doch mehr französische Literatur als gesamteuropäische politische Analyse, zumal sich die Bedeutung des Mittelstands dies- und jenseits des Rheins erheblich voneinander unterscheidet.

Benedikt Kaiser

»Benehmt euch wenigstens so, als ob ihr erwachsen wärt«

Robert Pfaller: *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur*, Frankfurt a.M.: S.-Fischer-Verlag 2017. 205 S., 15 €

Erwachsene Menschen genießen »Geschlecht, Begehren, Geselligkeit, zivilisiertes Rollenspiel, finstere Genüsse, weiße Lügen oder schwarze Wahrheiten, gespaltenes Sprechen, befreiendes Fluchen oder auch nur charmantes Scher-

zen und Glück im allgemeinen«. Der erwachsene Mensch kann deswegen »erwachsen« genannt werden, weil er dergleichen beherrscht, weil er kultiviert ist, weil er Zweideutigkeiten erträgt, weil er sublimieren kann. Er muß nicht vor *adult language* gewarnt werden, braucht keine Schockphotographien auf Tabakpackungen und keine universitären Schutzräume vor Vorlesungen alter weißer Männer. Vielleicht, merkt Pfaller an einer Stelle seines Buches an, ist ja das übel beleumdete *mansplaining*, daß Männer immer Frauen alles erklären müssen, keine Herrschaftsgeste, sondern Höflichkeit: wer das Leben erklärt bekommen soll, ist jünger an Jahren – und welche Frau möchte nicht für jünger gehalten werden?

Robert Pfaller, Wiener Psychoanalytiker und Philosoph, Žižek-Schüler und linker Denker, ist auf der richtigen Spur. Er erkennt mit sicherem Gespür die logischen und psychologischen Abgründe von Höflichkeit, schwarzem Humor (perfekte Analyse!), politischer Korrektheit, sogenannter »Haßrede« und der »Tyrannei der Intimität« (Richard Sennett) in unserer postmodernen Moderne. Die gegenwärtig grassierende Ermunterung an alle Marginalisierten, Mühseligen und Beladenen, ihre Marotten in Form von *identity politics* in die Öffentlichkeit zu tragen, zerstört die Öffentlichkeit, weil sie infantilisiert wird. Das ist die Hauptthese des Buches. Pfaller begründet diese These allerdings falsch. Er meint, der Sinn von Öffentlichkeit wäre »Gleichheit« im sozioökonomischen Sinne. Am globalen Kapitalismus wäre das besonders Perfide, daß er, indem er jeder Minorität und jedem Einzelsubjekt zu einer »Identität« verhilft, die Menschen ungleich statt gleich macht. Sie kämpfen nicht mehr für Gleichberechtigung, sondern nur mehr für ihre Besonder-

heit, solidarisieren sich nicht, sondern stellen ihre Schutzräume und Identitätspolitiken gegeneinander.

Pfaller fordert politisch mehr Gleichheit, »weil Menschen, die Aussicht auf Gleichheit haben, aufhören, ihre Vorteile in Differenzen zu suchen.«

Jedoch – ist nicht das Versprechen von mehr zukünftiger Gleichheit eine ziemlich paternalistische Behandlung der Leute? Und ist es nicht außerdem anthropologisch zweifelhaft?

Ungleiche sind sehr viel eher in der Lage, die Zumutungen der anderen zu ertragen, weil sie um deren Abgründe wissen und darum, daß die Welt nicht aufgeht. Der Autor muß, so scheint es, seine politische Zielsetzung (linkes Klassenbewußtsein, Kampf gegen den Kapitalismus und Verhindern des Rechtspopulismus) auf Biegen und

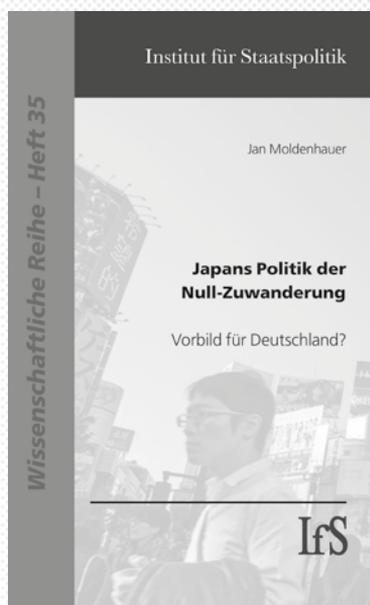
Brechen in seine feine Beobachtung einflechten, wodurch er sie an vielen Stellen zerlöchert.

Pfaller argumentiert gegen den heutigen Feminismus beispielsweise exakt so, wie es auch Camille Paglia tut: »Hatten die Konservativen lange Zeit der Gesellschaft den Sex zu verbieten versucht, so war es plötzlich die aufbegehrende Linke selbst, die Gründe dagegen fand.« Nur Erwachsene (physisch wie psychisch) können mit dem Sex umgehen. Daß sie »starke und gefährliche Wesen« im nietzscheschen Sinne und nicht schwache Opfer sind, ist für Pfaller allerdings gleichbedeutend mit ihrer demokratischen *citoyenneté* (um nicht Bürgerlichkeit sagen zu müssen).

Warum nur hängt er fest an der (mit seinen eigenen Werkzeugen analysierbaren) Illusion, daß die Linke der Rechten überlegen wäre, insofern sie »Vernunft« repräsentiere und deshalb »erwachsen« wäre? Zu jeder Vernunft gibt es nicht erst seit Freud eine mindestens genauso große



Institut für Staatspolitik – Studien



Jan Moldenhauer

Japans Politik der Null-Zuwanderung Vorbild für Deutschland?

40 S., geheftet, 5 €

Wissenschaftliche Reihe Heft 35, Schnellroda 2018

Vorbild Japan? Ob Asyl- und Flüchtlingspolitik, Entwicklungshilfepolitik, Zuwanderungspolitik, Familienpolitik, Technisierungspolitik sowie Identitäts- und der Wirtschaftspolitik der asiatischen Preußen – was können wir von Japan lernen, was ist unter neuen politischen Verhältnissen auch in Deutschland denk- und machbar?

Eine bahnbrechende Studie und Handreichung für Metawie Realpolitiker!



Thor v. Waldstein
Wer schützt die Verfassung
vor Karlsruhe?

30 S., geheftet, 5 €

Wissenschaftliche Reihe Heft 34,
Schnellroda 2017



12 Jahre Merkel
Verhängnisvolle Weichen-
stellungen für Deutschland

48 S., geheftet, 5 €

Wissenschaftliche Reihe Heft 33,
Schnellroda 2017

Institut für Staatspolitik

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel: (034632) 904396 · Fax: (034632) 904397
www.staatspolitik.de

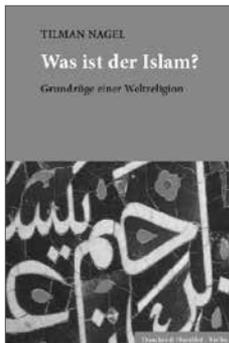
Menge Unvernunft – der Witz des Erwachsenseins besteht doch darin, dessen eingedenk zu sein, und mit seinem Über-Ich und auch mit dem von Pfaller ins Spiel gebrachten kindlichen Unter-Ich haushalten zu können. Da er aber leider an seiner Illusion festhängt, schreibt er dann so kindlich-frohgemute Sätze wie »Alles was uns heute stört, könnten wir dann ebenso gut begrüßen und guthießen«. Klar, wir könnten total glücklich sein und nicht immer die Rolle der abgehängten neidischen Ressentimentrechten spielen. Dazu müßten wir aber Linke oder Kinder werden, und nicht die Erwachsenen, die wir längst sind.

Caroline Sommerfeld

Substantielle Warnung

Tilman Nagel: *Was ist der Islam? Grundzüge einer Weltreligion*, Berlin: Duncker & Humblot 2018. 694 S., 39,90 €

Die infolge der Masseneinwanderung ansteigenden muslimischen Kontingente regten in den letzten Jahren die Entstehung einer breiten Ratgeberliteratur an, die Aufschluß zu geben versucht über verschiedene Facetten des Islams. Gerhard Schweizer (*Islam verstehen*) ist neben anderen Autoren an dieser Stelle zu nennen. Ebenso nimmt die islamkritische Buchproduktion zu. An deren Wachstum sind Publizisten wie Hamed Abdel-Samad, Udo Ulfkotte, Michael Ley und Douglas Murray maßgeblich beteiligt. Der Islamwissenschaftler und Orientalist Tilman Nagel, den manche für den renommiertesten seiner Disziplin in Deutschland halten, gehört in eine andere Kategorie. Seit über fünf Jahrzehnten bereichert er die Forschung mit grundlegenden Arbeiten. Herausragend ist seine monumentale Studie über Mohammed, die nach eigener Aussage den



islamischen Propheten »vor dem Hintergrund der spätantiken vorderasiatischen Ereignis-, Gesellschafts- und Religionsgeschichte« erfassen will. Trotz seiner akademischen und eben nicht »handlungsleitenden« Vorgehensweise verfällt Nagel nicht den Gefahren der Verharmlosung des Gegenstandes seiner Arbeiten – ein in der Islamwissenschaft durchaus gängiges Problem, wenn man Publikationen etwa von Gudrun Krämer oder Angelika Neuwirth (*Der Koran als Text der Spätantike*) zur Hand nimmt.

Nagels neueste Publikation will auf der Basis früherer Vorlesungen einen fundierten Einblick in den Islam geben. In zwanzig Kapiteln wird dem Interessierten ein Zugang auf hohem Niveau geboten. Besonders Augenmerk liegt auf der reichhaltigen Geschichte des Islams, der islamischen Theologie, der Scharia, des Sufismus. Es fehlen weiter nicht die nötigen Betrachtungen zum Koran, zu Hadithen, zum Dschihad, zu Sunniten und Schiiten, zum Menschenbild des Islams, zu Frauen und zur Islamwissenschaft, um nur zentrale Kapitel zu erwähnen.

Der Autor zeigt gewohnt gründlich, wie sich die im Koran grundgelegten Lehren in den verschiedenen Bereichen des Ritus, der Gesellschaft und des Gemeinwesens, des universalen Geltungsanspruches sowie der Machtausübung ausbuchstabieren. Es wäre vermessen, wenn der Rezensent den Anspruch suggerierte, diesen Ausführungen noch Substantielles hinzufügen zu können. Im Mohammed-Abschnitt fällt auf, daß Nagel stark auf die islamischen Quellen rekurriert, die von einer »revisionistischen« Literatur angefochten werden (Günter Lüling, Karl-Heinz Ohlig und andere). Diesbezüglich hätten vielleicht die Erörterungen etwas umfassender sein können. In jeder Hinsicht ist es lobenswert, wenn der Göttin-

ger Emeritus deutlich darauf verweist, daß der Anspruch der wissenschaftlichen Redlichkeit nicht von der Pflicht entbindet, auf die unübersehbaren Gefahren hinzuweisen, die eine weitere Islamisierung für das Gemeinwesen mit sich bringt. Eine so grundlegende Darstellung, die überdies Rüstzeug für unabdingbare Auseinandersetzungen liefert, konnte man sich nur wünschen!

Felix Dirsch

Wohin mit den weiteren 500 Millionen?

Eva Quistorp, Richard Schröder, Gunter Weißgerber: *Weltoffenes Deutschland? Zehn Thesen, die unser Land verändern*, Freiburg: Herder 2018. 144 S., 16 €

Was soll man von einem Buch halten, das mit der Aufmachung in Schwarzrotgold an rechte Publikationen der 80er Jahre erinnert und von Leuten geschrieben wurde, die man bislang nicht ohne Grund auf der gutmenschlichen Seite verortete? Ist das ein Trick der Marketingabteilung des Verlages, Renegatentum der Verlierer oder eine Mogelpackung, die an den rechtsblinkenden Linksabbieger Seehofer erinnert?

Die Antwort darauf ist nicht ganz einfach – nicht zuletzt, weil die Autoren nicht aus demselben Stall kommen. Mit Weißgerber und Schröder sind zwei Sachsen mit an Bord, die beide in der Wendezeit zur SPD gefunden haben und ihr treu geblieben sind. Ersterer saß 19 Jahre für diese Partei im Bundestag, letzterer bekam eine Philosophieprofessur an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Eva Quistorp ist ein Urgestein der Grünen, für die sie im Europaparlament saß, und in zahlreichen Bewegungen in deren Umfeld aktiv. Am 14. Oktober 2017 hatten die drei in der *Welt* »10 Thesen für ein weltoffenes Deutschland« veröffentlicht, die sie in dem vorliegenden Buch näher erläutern. Falls es

über diese Thesen eine öffentliche Debatte gegeben haben sollte, so wird dies im Vorwort nicht erwähnt. Stattdessen wird das Ziel der ganzen Sache klar benannt: »Wir können gegen Fremdenfeindlichkeit und Abschottungstendenzen nur dann wirksam vorgehen, wenn wir die großen Probleme, die sich aus der massenhaften Zuwanderung 2015/2016 ergeben haben und noch ergeben werden, weder beschönigen noch gar verschweigen.«

Insofern ist die allgemeine Stoßrichtung klar: Es geht darum, die offensichtliche Lücke zwischen Wirklichkeit und Traum des Multikulturalismus zu schließen, ohne die Diskurshegemonie zu verlieren. Die Thesen bewegen sich dementsprechend auf dem Niveau von Banalitäten (Aufnahmelager sind nicht unbarmherzig) und Selbstverständlichkeiten (Das Staatsgebiet ist »Schauplatz der staatlichen Herrschaft«), wenn sie nicht gerade Forderungen aufstellen, die den ganzen Zustrom nur mundgerechter verteilen sollen (»Wir dürfen die Kapazitätsgrenze nicht überschreiten«). Die Autoren haben dabei eine Aufgabenverteilung vorgenommen, mit der eine möglichst große Bandbreite von Lesern erreicht werden soll. Schröder gibt den strengen Realisten, der auf Einhaltung von Recht und Gesetz pocht, Weißgerber verteidigt die beste aller Welten, die BRD, gegen Delegitimierung von oben und unten und versucht sich in einem zaghaften Patriotismus, wohingegen Quistorp die Flüchtlingshelferin darstellt, die mit der harten Wirklichkeit konfrontiert wurde: das von ihr betreute Flüchtlingsmädchen war auf dem Weg zur selbstbewußten Westeuropäerin und kam dann wieder unter die Obhut ihres patriarchalisch geprägten Clans. Es bleibt zu konstatieren, daß sich hier vielleicht die etwas

Klügeren unter den Gutmenschen einen Schritt in die richtige Richtung vorwagen. Daß sich damit die Lücke zwischen Traum und Wirklichkeit wieder zukleistern läßt, ist unwahrscheinlich, so daß der Nutzen den Schaden der Publikation überwiegen dürfte. Vielleicht kommt der ein oder andere der Anhänger oder Wähler der Autoren immerhin ins Grübeln.

Erik Lehnert

Gastfreundschaft statt Multikulti

Johannes Heinrichs: *Gastfreundschaft der Kulturen. Der Weg zwischen Multikulti und neuem Nationalismus*, Stuttgart: Ibidem 2017. 208 S., 24,90 €

Das muß man erst mal können, angesichts der plötzlich mit aller Gewalt hereinbrechenden Migrationskrise einen 25 Jahre alten Text aus dem Schubfach ziehen und ihn als Antwort auf hochaktuelle

Fragen neu verlegen.

Johannes Heinrichs kann das, weil er seit vier Jahrzehnten an einer »Reflexionssystemtheorie«, wie er das nennt, arbeitet, die nicht nur die Demokratie vollkommen neu denken will, sondern die auch flexibel genug scheint, aktuelle Probleme kategorial

schnell einzuordnen. Die Grundidee hatte er schon 1976 entworfen und später in seinem Hauptwerk *Revolution der Demokratie* elaboriert, um schließlich daraus u. a. eine fünfbandige Sprachtheorie, eine Handlungstheorie und selbst eine »Öko-Logik« zu entwickeln. Zuletzt versucht er sogar, Europa neu zu denken und alles in einer Integralen Philosophie zusammenzufassen. Multikulti und Migration sind vor diesem Hintergrund eher Nebenthemen. Heinrichs will der Demokratie ein vierteiliges systemtheoretisches Raster überstülpen, das

sich in Wirtschaftssystem, Politisches System, Kultur- und Legitimationssystem ausfaltet. Wenn wir von »Integration« sprechen, dann bewegen wir uns primär im kulturellen Bereich. Dessen Medium sei die Sprache. Zwar gebe es auch eine wirtschaftliche und politische Integration, doch seien diese der kulturellen untergeordnet.

Entscheidend sei also, ob der Migrant die Sprache lernt und sich kulturell assimiliert, die gastgebende Kultur affirmiert, in seiner Geschichte akzeptiert und sich mit ihr identifiziert. Dabei stehe es ihm frei, im Privaten seine Herkunftskultur landsmannschaftlich zu leben. Die gastgebende Kultur muß das Umfassende bleiben, von kultureller Parität kann keine Rede sein. Das alles wird durch eine Kultur der Gastfreundschaft reguliert – wobei die Kultur der Gast bleibt, der Einzelne aber seine Kultur behalten kann, wenn er möchte. Rassische oder ethnische Differenzierung fallen durch Heinrichs Raster; statt der Diskussion um ein *ius soli* vs. *ius sanguinis* fordert er ein *ius culturae*. Das sei im Falle Deutschlands, das eine historische Aufgabe hat, die es nur erfüllen kann, wenn es sich selbst identisch bleibt, besonders nötig, weil der drohende Verlust »an Kraft der Konzentration und des Denkens«, die »spezifische deutsche Stärke des umfassenden Denkens«, ein »Abfallen von dieser Berufung« unersetzbar wäre. Es gibt Passagen in diesem Buch, die verblüffend an die stärksten Aussagen Sieferles erinnern, die unmittelbar an die Neue Rechte andocken. Überhaupt handelt sich Heinrichs bekannte Gegnerschaft ein, an der er sich fleißig arbeitet. Habermas' »Verfassungspatriotismus« wird ebenso auseinandergenommen wie die Visionen eines Cohn-Bendit oder Leggewie einer multikulturellen Gesellschaft. Das Originelle daran ist, daß Heinrichs dabei nicht auf übliches Vokabular zurückgreifen muß, sondern aus seinem eigenen systemischen Entwurf



heraus argumentieren kann. Auch wenn die Ergebnisse sich gleichen, die Herleitungen und Legitimationen sind gänzlich andere, der Mann sitzt habituell zwischen allen Stühlen, das links-rechts-Schema lehnt er nicht nur ab, er paßt auch nirgendwo hinein. Es bleiben Baustellen. So spielt die Quantität der Einwanderung bei Heinrichs keine Rolle, er meint, jede Zahl sei verkräftbar, wenn kulturell assimilierbar. Auch die kulturellen Differenzen bleiben unterbelichtet. Was, wenn ein bestimmter Teil der Einwanderer kulturell und intellektuell, durch Religion, Sozialisation und Bildung geformt, gar nicht in der Lage sein kann, sich zu integrieren? An politischer Handhabe bietet Heinrichs wenig – er bleibt im abstrakten Bereich. Und noch etwas macht die Heinrichs-Lektüre mitunter schwierig. Er leidet unter der Ignoranz von Politik und Philosophie, die ihn partout nicht ernst nehmen wollen, und dieses Leiden übersetzt sich zum einen in Larmoyanz, zum anderen in Aggressivität gegenüber Differenzen und schließlich in ein Sendungsbewußtsein, das alle seine Bücher durchzieht. Daraus ergibt sich allerdings auch eine Chance! Man sollte ihn in die Verantwortung nehmen, diesen wesentlichen Beitrag studieren, ihn dann streng und kritisch befragen, vor allem sollte man ihm ein Forum geben – und wenn es der Mainstream nicht tut, wer bietet sich dann an?

Jörg Seidel

Erweckungserlebnis Jüngerlektüre

Nils Penke: *Jünger und die Folgen*, Stuttgart: J.B. Metzler 2018. 168 S., 16,99 €

Neue Bücher über Jünger dürften es angesichts der schier Masse an Sekundärliteratur schwer haben, den Weg zum Leser zu finden; zumal dann, wenn sie weder mit einer besonders steilen These noch mit neuem Material aufwarten

können. Es ist daher sicherlich hilfreich, wenn eine Reihe solch einem Buch den Rücken stärkt. Im vorliegenden Fall handelt es sich um eine neue Reihe des Metzlerverlages, die bei bekannten Autoren jeweils »die Folgen« seines Schaffens beleuchtet. Das ist keine ungeheure Idee, da zu Marx, Brecht oder Kafka (die alle in dieser Reihe behandelt werden) jeder Schnipsel dreimal umgedreht worden sein dürfte, so daß es über das Werk nicht viel Neues zu sagen gibt. Dafür kann man einen Blick auf die Gegenwart und jüngere Vergangenheit werfen und schauen, wo man dem Autor begegnet. So ist jedenfalls Nils Penke, der 2011 über »Ernst Jünger und der Norden« in Göttingen promoviert wurde, in seinem Band vorgegangen. Im ersten Teil des Buches zeichnet er solide den Lebensweg und die Werkgeschichte Jüngers nach, um dann im zweiten Teil zum eigentlichen Thema, der Rezeptionsgeschichte zu kommen. Penke hat seinem Buch die Frage vorangestellt, wie es dazu kommen konnte, daß Jünger, trotz der politischen Vorbehalte und der teilweise heftigen literarischen Kritik zum »heimlichen König« der deutschen Literatur werden konnte. Er versucht sie mit dem Hinweis auf drei Besonderheiten zu beantworten. Jüngers Souveränität, die dem Leser ein Werk hinstellt, das er dann irgendwie erklimmen muß, ohne daß der Autor ihm dabei helfen würde, seine Lebensgeschichte, die symbolisch mit dem 20. Jahrhundert verwoben ist, und schließlich seine Doppeldeutigkeit, die Jünger noch dadurch verstärkte, daß er sich kaum Aussagen über sein Werk entlocken ließ.

Die einzelnen Ereignisse und Namen der Rezeptionsgeschichte dürften vielen bekannt sein, und Penke bietet zu ihnen keinen neuen Zugang. Interessant wird es da,

wo Penke unserer Gegenwart näher kommt und Jünger nicht nur in Bezug zur Subkultur und Popliteratur, sondern auch zur Neuen Rechten stellt. Neben Mohlers Lebenslauf und seinen Bezügen zu Ernst Jünger behandelt Penke an dieser Stelle auch Alain de Benoist, der den »anderen Jünger«, den der Zwischenkriegszeit, erst durch Mohlers Dissertation zur Konservativen Revolution kennenlernte. Jünger steht damit sowohl bei Mohler als auch bei Benoist Pate für die Neue Rechte. Penke zieht die Linie bis in

die unmittelbare Gegenwart, wenn er nicht nur den Sammelband *Selbstbewußte Nation* (1994), sondern auch den Gesprächsband *Tristesse Droite* (2015) als Beleg dafür anführt, daß Jünger »erweckungserlebnishaft ins Leben vieler »Neurechter« getreten ist«.

Erik Lehnert

Todessehnsucht?

Douglas Murray: *Der Selbstmord Europas. Immigration, Identität, Islam*. Übersetzung aus dem Englischen von Krisztina Koenen, München: FinanzBuch Verlag 2018. 383 S., 24,99 €

Zum Thema Migration, Islam und der damit verbundenen Veränderung der eigenen Identität gibt es viele Bücher – gute wie schlechte. Da ist es schwierig, noch viel substantiell Neues bezüglich der großen Linien dieser Entwicklung zu bringen. Murrays Studie, dessen englisches Original große Resonanz gefunden hat, kann ihren journalistischen Hintergrund kaum verbergen. Die Übersetzung mutet an einigen Stellen holprig an, daher ist es besser, das englische Original heranzuziehen.

Dennoch ist erfreulich, daß ein weiteres Buch klar verständlich und ungeschminkt die Fakten referiert und wertet. Murray, Mitherausgeber



des *Spectator*, nimmt mehrere Länder Europas in den Blick und kann zeigen, inwiefern grundsätzliche Übereinstimmungen in puncto Verharmlosung und Inkaufnahme der Masseninvasion und aller Folgen besteht – jedenfalls betrifft dies einen Großteil der dominanten Eliten in Politik und Medien.

Murray zeigt grundlegende Tendenzen, die als notwendige, wenngleich nicht hinreichende Voraussetzung der Masseneinwanderung fungieren: Der demographische Abschwung zählt ebenso dazu wie der wohlstandsbedingte Individualismus, in dessen Gefolge sich schon seit Jahrzehnten ein universaler Humanitarismus und Beliebigeitsliberalismus ausbreitet. Basale nationale wie religiöse Traditionen verlieren an Bedeutung. Der britische Journalist spart auch heiße Eisen wie den »großen Austausch« oder die meist tabuisierte »Tyrannei der Schuld« nicht aus.

Besonders hervorzuheben ist das Kapitel 16. Murray versucht eine knappe, aber einleuchtende Kulturkritik am »flachen« Leben Westeuropas. Beispielhaft nennt er exzellente Künstler wie Anselm Kiefer und Gerhard Richter, aber auch Literaten wie Max Frisch oder Michel Houellebecq. Letzterer beschreibt in seinem Roman *Unterwerfung* den allgemeinen Geisteszustand Europas Murray zufolge unnachahmlich.

Der Autor kommt zu einem skeptischen Fazit. Trotz der Gewalttaten in verschiedenen europäischen Staaten betrachtet er es als unwahrscheinlich, daß Europa nunmehr seine eigenen Interessen mit Verve verteidigt. In der Tat gibt es für einen solchen Wandel keinerlei Hinweise. Wenn sich die von Murray vorhergesagten Szenarien bestätigen, bleibt nur noch die Auswanderung nach Osteuropa, wo es noch eifrige Streiter wider die Islamisierung gibt. Immerhin ist es eine Ermutigung, daß nicht alle Teile unseres Kontinents Lust am Suizid verspüren.

Felix Dirsch

Maschinen als Weltersatz

Fabian Scheidler: *Chaos. Das neue Zeitalter der Revolutionen*, Wien: Promedia 2017. 240 S., 17,90 €

Mit dem *Ende der Megamaschine* (2017 bereits in 9. Aufl.) gelang dem Bochumer Journalisten und Videomacher (Kontext TV) Fabian Scheidler so etwas wie ein moderner Bestseller der umfassenden Kapitalismus- und Imperialismuskritik. Das von ihm beschriebene »aggressive System aus endloser Geldvermehrung« und verschiedenen »militarisierten Staaten« schilderte er als Wohlstandsgarant für wenige und Hölle für viele. Auch sein neues Buch *Chaos* ist vom Impuls getragen, dazu beizutragen, Zustände zu schaffen, in der Gemeinwohl (nicht Profit), gerechte Verteilung (statt Wachstum per se) und Nachhaltigkeit (anstelle Naturvernichtung) im Fokus stehen. Wer mit diesem Weltverbesserer-Impetus nichts anfangen kann, wird sich die Lektüre sparen können. Für alle anderen hält die Studie indes einige aufschlußreiche Notizen und Gedanken bereit.

Scheidlers Grundthese ist, daß wir derzeit in einer »chaotischen systemischen Übergangsphase« leben, in der Politik und Weltwirtschaft an ihre Grenzen gelangen werden – nur die revolutionäre Stimmung fehlt. Trotz mannigfaltiger Krisensymptome würden die Menschen nicht aufbegehren; eine mächtige »Ablenkungsmaschinerie« stütze Apathie und politische Enthaltensamkeit, das politische Subjekt, der Mensch, starre lieber auf »Weltersatzmaschinen« (Smartphones etc.) als seine Rolle als Gestalter der Geschichte anzunehmen. So weit, so schlüssig. Auch andere Kapitel des Buches können überzeugen: Scheidler zeigt die Dimension der gegenwärtigen Umverteilung von

unten nach oben auf, analysiert die Rolle von Großkonzernen und Banken, bemängelt fehlendes Bewußtsein der Bürger für Steuerflucht und Schattenwirtschaft und veranschaulicht zudem, wie es den obersten Schichten des Westens gelungen ist, ein »bedingungsloses Maximaleinkommen« zu generieren, das von individueller Leistung entkoppelt ist, nur auf Besitz und Kapitalvermehrung beruht und damit neofeudale Verhältnisse schafft. Auch die neue Dimension des Transhumanismus, in dessen Zentrum die Unterwerfung des Menschen unter die Logik ewigen Fortschritts und endloser Geldverwertung gestellt wird, kann Scheidler, wie Thomas Wagner einige Zeit vor ihm (vgl. *Sezession* 77), anschaulich darlegen. Speziell für nichtlinke Leser besonders interessant sind schließlich zwei Aspekte: Erstens plädiert Scheidler für eine begriffliche Trennschärfe

zwischen Marktwirtschaft und Kapitalismus. Unter Rückgriff auf das theoretische Arsenal des Historikers Fernand Braudel sieht Scheidler die Marktwirtschaft dadurch konstituiert, daß Marktteilnehmer, also Anbieter, konkurrieren. Preise

nähern sich den Produktionskosten an, Profite sind tendenziell limitiert. Im Kapitalismus hingegen dominieren Monopole oder Oligopole; nicht mehr Anbieter konkurrieren frei (um Marktanteile), sondern Arbeiter und Kleinproduzenten (um Arbeitsplätze). Auch deshalb sei die ungeheure Kapitalkonzentration in wenigen Händen möglich, wie sie für den realexistierenden Kapitalismus – mit allen Folgen – kennzeichnend sei. Der Kapitalismus setzte also dereinst eine Marktwirtschaft voraus, beutete aber ihre Strukturen aus und ist, nach einem gewissen Entwicklungsprozeß, nicht mehr mit ihr identisch, sondern ein eigenes System.



Der zweite Aspekt betrifft die Kritik der Medienlandschaft. Deutlich wird von Scheidler die Eigentumskonzentration im Medienbereich des Westens veranschaulicht. In Großbritannien beherrschen etwa drei Milliarden 60 Prozent der landesweiten Zeitungsaufgabe. Und in Deutschland gehören die großen Wochenzeitungen und Buchverlage überwiegend milliardenschweren Oligarchen (von *Die Zeit* und *Focus* bis zu Rowohlt, Bertelsmann und DVA) – mit dem heute vor allem von rechts immer wieder attackierten Resultat der Meinungsmonotonie.

Die zu konstatierende Vielfalt der Themen des vorliegenden Buches ist ein Vorteil: Für nahezu jeden Leser sind reizvolle Abschnitte vorhanden. Zugleich ist sie eine offenkundige Schwäche: Das Gros der Sujets wurde bereits vorher in anderen Büchern tiefgreifender analysiert, und nur vereinzelt kann Scheidler eigene Akzente setzen. *Chaos* ist daher ein flott geschriebenes Kompendium geläufiger politischer und ökonomischer Gegenwartskritik, jedoch kein großer Wurf.

Benedikt Kaiser

Gekeult werden

Hans-Helmut Knütter: *Die Faschismuskeule. Herrschaftsinstrument der Linken*, (= *Berliner Schriften zur Ideologiekunde*, Band 6, hrsg. vom Institut für Staatspolitik), Schnellroda 2018. 233 S., 15 €

Jüngst hat es die SPD als »Sauerei« bezeichnet, daß die CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag in einem Beschluß die »Linke« mit der AfD gleichgestellt habe. Es müßte in der Tat Empörung auslösen, daß da die stärkste vom Volk gewählte Bundestagsopposition mit einer ehemaligen Diktaturpartei gleichgestellt wird. So ist aber die SPD-Kritik nicht gemeint, vielmehr setzen sich die Genossen, ohne auf Empörung zu stoßen, in alter antifaschistischer Verbundenheit für die soziali-

stische Bruderpartei ein. Der Beschluß der CDU, der nur als antiparlamentarisch kritisiert werden kann, nämlich im Bundestag nicht mit den gewählten Abgeordneten der AfD (wie auch nicht mit der Ex-SED) zusammenzuarbeiten, verhindert eine auf eine im weitesten Sinne rechte parlamentarische Mehrheit (Union, FDP und AfD) gestützte Regierungsbildung. Dies ist letztlich eine aktuelle Konsequenz der Wirksamkeit der »Faschismuskeule«. Dieses »Herrschaftsinstrument der Linken« hat somit eine weitreichende Wirkung, die mittels der Instrumentarien des Parteienstaates

gegen die Mechanismen der parlamentarischen Demokratie gerichtet sind. Dieser aktuelle CDU/CSU-Beschluß konnte im hier besprochenen Buch noch nicht angeführt werden; doch liefert die überarbeitete Neuauflage der *Faschismus-*

keule, die mit einer Einleitung von Erik Lehnert versehen ist und durch eine kommentierte Bibliographie des Verfassers ergänzt ist, das analytische Rüstzeug, um derartige CDU-Beschlüsse, die diese Partei zu Linksbündnissen führen, richtig einordnen zu können. Die *Faschismuskeule*, die in der ursprünglichen Buchaufgabe von 1994 letztlich unter dem Eindruck des DDR-Untergangs noch als das »letzte Aufgebot der deutschen Linken« angesprochen ist, hat sich mittlerweile zum maßgeblichen Herrschaftsinstrument in der Bundesrepublik etabliert, wie durch die Änderung des Buchuntertitels angemessen zum Ausdruck gebracht wird. Kern dieser Faschismuskeule ist die Diskreditierung alternativer nicht-linker Konzepte als »faschistisch«, was dann dazu führt, daß sich eine Union von der Linken politische Vorgaben machen läßt. Die Tatsache, daß sich damit eine CDU wie schon zu Zeiten der Linksdiktatur »DDR«, zumindest ideo-

logiepolitisch, wieder zu einer Art Blockpartei transformiert, zeigt die Effektivität dieses linken Herrschaftsinstruments. Dieser Antifaschismus, der dabei durchgesetzt wird, zeitigt zunehmende Unfreiheit, wachsende Bevormundung, die sich zugunsten linker Anliegen in der zur Verbotsdemokratie mutierten BRD gegen rechts richtet, wobei »rechts« alles ist, was nicht links ist oder sich zumindest nicht der linken Ideologie unterordnet (was zunehmend Charakteristikum der Mitte wird). Das Instrument des Antifaschismus besteht dabei insbesondere unter dem Schlag-

wort »Faschismus ist keine Meinung, sondern ein Verbrechen« in der Kriminalisierung immer weiterer Meinungen, Gewohnheiten und Verhaltensweisen. Zu Recht warnt der Verfasser davor, gegen den Antifaschismus auf die Hoffnung zu setzen,

daß alles einmal vorübergeht. Dafür ist die Faschismuskeule ein zu wirksames Herrschaftsinstrument, das nicht freiwillig aus der Hand gelegt wird. Vielmehr ist aktiver Widerstand gegen diesen Antifaschismus angezeigt. Ansatzpunkt hierfür ist die Entlarvung des Antifaschismus als Pseudomoral und als Diktaturaffin: Der Antifaschismus stellte ja in der Tat die wesentliche Legitimationsgrundlage des SED-Regimes dar. Diese Diktatur schützte sich vor dem Volk durch den »antifaschistischen Schutzwall«. Mit dieser architektonischen Meisterleistung linker Staatskunst, auf die aber immer wieder aufmerksam gemacht werden müßte, sollte sich in der Tat der Antifaschismus bereits hinreichend diskreditiert haben. Diese Legitimationsgrundlage einer Diktatur hat in einer parlamentarischen Demokratie nichts verloren. Knütters *Faschismuskeule* bietet gute Argumente, die Keulenschläge abzuweisen.

Josef Schüllburner



Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 72 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2018 im sechzehnten Jahrgang.

Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift«
(*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz«
(*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will«
(*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2018

Neuabonnenten erhalten als Prämie das Sonderheft »Siefeler lesen« portofrei geliefert.

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra



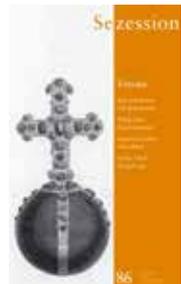
Heft 82 / Februar / 11 €
Thema: »Hegung«
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Götz Kubitschek
Köln, Cottbus, Kandel
Ellen Kositzka
Fette Welt
Jan Moldenhauer
Flüchtlingsindustrie
Lothar Fritze
Faszination Marx



Heft 85 / August / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Nils Wegner
40 Jahre RAF
Konrad Weiß
Alternativgeschichte
Martin Lichtmesz
Blaue Projekte
Götz Kubitschek
Sommerliche Reise



Heft 83 / April / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Robert Hepp
Stefan Scheil
Offensive 18
Konrad Weiß
Österreich 38
Interview mit
Camille Paglia



Heft 86 / Oktober / 11 €
Thema: »Europa«
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Benedikt Kaiser
Europakonzepte
Philip Stein
Eurofaschismus
Siegfried Gerlich
Abendland
Stefan Scheil
Bürgerkrieg



Heft 84 / Juni / 11 €
Thema: »1968«
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Helmut Lethen
Caroline Sommerfeld
Erziehung 68
Claus Wolfschlag
Typen 68
Das Trojanische Pferd – fünf Reden



Heft 87 / Dezember / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Caroline Sommerfeld
Pädagogik
Wiggo Mann
Ein Jahr Bundestag
Götz Kubitschek
Theoriearbeit
Ellen Kositzka
Das war's

Mein Mann war Pazifist und hatte gerade den Wehrdienst verweigert. Beim Steinschmeißen hat er sich aber sehr stark beteiligt. Bis dahin hatte ich ihn immer für einen Opportunisten und Feigling gehalten, und deshalb war ich sehr stolz, daß er nun anständig loslegte. Ich selbst habe davon abgesehen, nicht aus moralischen Gründen, sondern weil ich einfach nicht werfen kann.

Anette Schwarzenau (1943–2009)